Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 33 Marburg i. H., den 12. August 1909

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Das Wesen des Glaubens — Die Bedeutung der Nächstenliebe bei Jesus — Modern-positive Theologie des Judentums — Jesus „ein Gott"? — Felix Mendelssohn-Bartholdy. Zweites Stück — Verschiedenes: Zum Alenu-Gebet; Calvinliteratur (Lüttge); Claus Harms als Volkserzieher (Schlichting) — Anzeigen

Das Wesen des Glaubens

Daß wir durch den Glauben Leben und Seligkeit gewinnen, ist gemeinsame Lehre aller christlichen Parteien. Aber wie verschieden ist doch die Art, in der die verschiedenen Kirchen das Wesen des Glaubens bestimmen! Ob es uns möglich sein wird, eine einleuchtende und überzeugende Bestimmung dieses religiösen Grundbegriffs zu gewinnen?

Wenn wir die katholische Kirche fragen, so antwortet sie uns: Glaube ist Gehorsam, Gehorsam gegen die Lehren und Gebote der Kirche. Wir Protestanten sind leicht geneigt, diese Antwort als völlig verkehrt abzuweisen; vielleicht nicht ganz mit Recht. Gehorsam gegen die *Kirche* ist freilich eine Verzerrung des wahren Wesens, aber *Gehorsam* gehört zum Glauben. Paulus redet vom Gehorsam des Glaubens: wer glaubt, ist ein gehorsamer Knecht Christi; Gehorsam gegen das sittliche Gesetz ist für Kant das granitne Fundament des Glaubens; für Calvin ist Gehorsam gegen Gottes Wort das Kennzeichen und die Probe des erwählten Gläubigen. Ohne Gehorsam gibt es keinen echten Glauben; freilich das Wesen der Sache ist mit diesem Wort noch schlecht getroffen.

Glauben heißt *Vertrauen*, das ist die Predigt unserer deutschen Reformatoren gewesen. Luther hat es erlebt und gepredigt, Melanchthon hat es gelehrt und eingeprägt. Mit welch tief aufatmender, jubelnder Freude, mit der Freude der Erlösten haben sie diese wundervolle Entdeckung ans Licht gebracht, sie mit Dank und Liebe von allen Seiten betrachtet und allem Volke kund gemacht. Glauben heißt Vertrauen, Vertrauen auf den gnädigen, sündenvergebenden, Leben und Seligkeit schenkenden Vater-Gott, der am Kreuze Christi offenbart ist. Und in der Tat, das war ein Gedanke so groß, so stark, so wahr, daß auf ihn die Reformation unseres deutschen Volkes gestellt werden konnte. Und wir, brauchen wir etwas Anderes und Besseres? Wenn wir das Vertrauen auf einen gnädigen, vergebenden, helfenden Gott haben, brauchen wir dann noch mehr?

Und doch hat diese Gleichung „Glaube ist Vertrauen" nicht Allen genügt. Immer wieder haben einsame, Gott suchende Seelen ihre Seligkeit in dem Satze gefunden: Glauben heißt *Lieben*, Glauben heißt Gott lieben und die Brüder lieben. Die Liebe ist A und O, ist Kern und Stern des Glaubens. Wenn die Kirchen über „Gehorsam" und „Vertrauen" sich stritten, haben einzelne Denker aus beiden Kirchen in der Versenkung in Gott, in der Hingabe an ihn, in der Liebe das Wesen des Glaubens und ihr Heil gefunden. Sollten nicht diese Wenigen, die außer und über dem Streit standen, die Wahrheit gefunden haben?!

Sollen wir es nun wagen, aufs neue eine Antwort zu suchen und eine eigene Lösung zu geben? — Wie, wenn wir aus der Geschichte gelernt hätten, der Glaube sei so reich, daß man sein Wesen nicht mit einem Wort erschöpfen kann, daß man ihn nicht bestimmen, sondern nur beschreiben kann? Und haben wir nicht eine solche Beschreibung in der Bibel? „Der Glaube ist eine Zuversicht auf Dinge, die man hofft und eine Ueberzeugung von dem, das man nicht sieht?" (Hebr. 11, 1). Diese Beschreibung ist noch ganz allgemein, ist gar nicht spezifisch religiös, geschweige spezifisch „christlich", aber sie trifft das Wesen der Sache. Was wir sehen, was wir mit irgend einem Sinn wahrnehmen, das ist nicht Sache des Glaubens, sondern Sache der Wissenschaft. Was wir wägen, messen, berechnen können, alles das geht den Glauben direkt nichts an, alles das ist Sache der Wissenschaft. — Aber haben dann nicht jene Recht, die uns sagen, daß durch die Fortschritte der Wissenschaft der Glaube immer weiter zurückgedrängt werde, daß er für die Erkennenden schon heute zum Tode verurteilt sei? O, nein, sie haben keineswegs Recht, das Reich des Glaubens umgibt uns überall. Die Gegenstände des Glaubens sind uns die allernächsten, die allergewissesten und die allerwichtigsten.

Der Glaube ist uns das Allernächste: ohne den Glauben an die Zuverlässigkeit unserer Sinne und unserer Vernunft, an die Zuverlässigkeit der Gesetze im Weltall würde es eine Wissenschaft und eine Technik überhaupt nicht geben. Und wenn der Mensch nach so vielen Mißerfolgen im Erkennen und im Arbeiten immer wieder von neuem beginnt, ist ihm dann nicht — vielleicht unbewußt — der Glaube an seine Fähigkeit zur Wissenschaft viel gewisser als alle „gesicherten" Ergebnisse der Wissenschaft? Vor allem aber ist der Glaube uns doch das Allerwichtigste; ohne ihn möchte, ja *könnte* kein Mensch leben; er erst, er allein macht das Leben lebenswert. Alles, was echte und bleibende Befriedigung gewährt, alles, was die hungernde Seele satt macht, ist Glaubenssache. Was wäre die Wissenschaft ohne den Glauben, der Wahrheit näher zu kommen? was die Technik ohne die stolze Hoffnung, einen Beitrag zu liefern zur Beherrschung der Erde und zum Glück der Menschheit? Und wie gering sind noch diese großen „Kulturfortschritte" gegen jene kleinen, bescheidenen Güter, die auch den „Armen an Geiste" gehören? Die zärtliche Fürsorge unserer Eltern, die dankbare Anhänglichkeit unserer Kinder, die unerschütterliche Zuverlässigkeit meines Freundes, die Treue und Liebe meines Weibes — sind das nicht alles unsichtbare Schätze, *Glaubensgüter*! Ja, die Glaubensgüter sind uns die nächsten und wertvollsten und die sichersten, die wir am besten kennen. Was wissen wir im Grunde vom Stoff und von der Kraft? Rätsel, Probleme, Hypothesen sind sie; im besten Falle Symbole, stammelnde Gleichnisse für eine dahinter liegende, vom Grübler und Dichter geahnte letzte Wirklichkeit. Aber jene Glaubensgüter sind Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein, sie sind unseres Wesens; in ihnen leben, weben und sind wir.

So leben wir in einem *Reich des Glaubens*, wir Alle, „Gläubige" und „Ungläubige", sofern wir überhaupt in irgend einem Sinne wirklich *leben*, d. h. irgend etwas besitzen,

das unser Leben lebenswert macht. Aber freilich Glauben im höchsten Sinne, Vollbürgerrecht im Reiche des Glaubens besitzt nur, wer auch den Herrn dieses Reiches, den Spender aller Glaubensgüter kennt. Erst im Gottesglauben vollendet sich der Glaube, gewinnt höchste Seligkeit und unzerstörbare Sicherheit. So ist Glaube im Vollsinn nichts Anderes als Gemeinschaft mit Gott, dem König und Vater im Reiche des Glaubens. Wir haben Glauben, wenn wir Gott kennen, mit Gott leben, d. h. aus seiner Hand alle Güter empfangen, wodurch auch die sichtbaren Güter unsichtbaren, ewigen Wert empfangen, und ihm dafür zu fröhlichem, freudigem Dienst verbunden sind.

Also haben wir doch nichts Neues über den Glauben gelernt, nichts Anderes, als was Luther im Katechismus sagt: Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen? In der Tat nichts Anderes und nichts Neues! Oder sollte Luther nicht gewußt haben, daß Glauben im Grunde nichts Anderes ist und sein kann als: leben mit Gott! H S

Die Bedeutung der Nächstenliebe bei Jesus

Ansprache bei der Generalversammlung der Ortsgruppe Leipzig der Sächsischen Evangelisch-sozialen Vereinigung am 25. Januar 1909

Für das Problem der sozialen Kräfte des Evangeliums hat uns das vergangene Jahr ein wissenschaftliches Ereignis gebracht. Ich denke nicht an Karl Kautskys historische Untersuchung: „Der Ursprung des Christentums", sondern an die hochbedeutsamen Aufsätze von Ernst Troeltsch über „Die Soziallehren der christlichen Kirchen", erschienen im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik." Im ersten hat er etwas in Adolf Harnacks Auffassung der Nächstenliebe im Evangelium als unzutreffend angegriffen. Harnack verteidigte es in den „Preußischen Jahrbüchern" in dem Aufsatz „Das Urchristentum und die sozialen Fragen." Auf diese Streitfrage lohnt es sich einzugehen.

Troeltsch bestreitet, daß im Evangelium Jesu die Nächstenliebe der Frömmigkeit einfach zur Seite stehe und an dem Gedanken der Hilfe und Förderung um ihrer selbst willen hafte: sie sei um Gottes willen gefordert und nicht um des Menschen willen.

Nach Troeltsch ist die Nächstenliebe folgendermaßen im Evangelium begründet. Im Zentrum alles sittlichen Wollens steht der Gottesgedanke. Gott ist schaffender, lebendig-tätiger Wille. Er zieht den von ihm im innerſten Wesenskern erfaßten Menschen in sein eigenes Schaffen und Wollen hinein. Alle Tugenden beherrscht der religiöse Grundzweck, der Zweck der Einigung mit dem Willen-Wesen Gottes und des Mitwirkens am Werke Gottes. So treten auch die Tugenden in der Richtung auf andere Menschen unter den Gesichtspunkt, daß wir mit dem Willen oder der Gesinnung Gottes selbst geeinigt, an seinem Werk mitwirkend, sein Wesen in unserm Handeln offenbaren und Verständnis für sein Wesen wecken. Wie Gott die tätige schaffende Liebe ist und sein Licht leuchten läßt über Gute und Böse, so sollen die Gott geheiligten Menschen ihre Liebe kund werden lassen an Freunde und Feinde, an Gute und Böse und die Feindschaft wie den Trotz überwinden durch ein Uebermaß der Liebe, das Verständnis für die Liebe weckt.

Aus dem religiösen Grundzweck der Einigung mit dem Wesen und Werke Gottes geht ein starker Gemeinschaftsgedanke hervor. Er liegt im letzten Grunde darin, daß die für Gott sich Heiligenden im gemeinsamen Ziel, in Gott, sich treffen. In der gemeinsamen Beziehung auf Gott schmelzen die individuellen Unterschiede zusammen zur unbedingten Liebe. Die im Vatergott Verbundenen müssen seinen Liebeswillen sowohl in absoluter Liebesgemeinschaft gegen einander betätigen, als auch gegen alle Fremden und Feindlichen, weil nur durch die Offenbarung der absoluten Liebe in diesen das wahre Gottesverständnis geweckt und der Weg zu Gott geöffnet wird. Das ist überall der Hintergrund und Sinn der Bruder- und Nächstenliebe des Evangeliums. Sie ist nicht einfach Güte und Mildtätigkeit überhaupt, sondern die Verbundenheit der in Gott Geeinigten und die Offenbarung und Weckung des Verständnisses für die wahren Lebenswerte durch die Erweisung der Liebe.

Durch die Betonung der Sünde und sündenvergebenden Gnade schon in der Predigt Jesu wird die bloße Verbundenheit in Gott und gemeinsame Beziehung auf Gott eine Verbundenheit durch gemeinsame Bedürftigkeit, durch gegenseitige Vergebungsbereitschaft, durch Mitgefühl mit der Sünde und Kampf gegen die Sünde.

Von der Allherrschaft der religiösen Grundidee aus läßt sich leicht verstehen, wie die Beziehungen des Evangeliums zu den sozialen Problemen sich gestalten müssen. Das wirtschaftliche Leben wird mit einfachster Kindlichkeit als eine Angelegenheit betrachtet, wo man Gott sorgen lassen soll. Im übrigen ist die opfernde und mitteilende Liebe, bei der übrigens eben deshalb Arbeit und Erwerb vorausgesetzt ist, die höchste Probe wahrer Frömmigkeit. Daß Gott durch Arbeit Jeden seinen Unterhalt finden lasse und daß im Falle der Not überall die Liebe helfen könne, das ist zusammen mit der Scheu vor dem seelengefährlichen Reichtum die einzige ökonomische Lehre des Evangeliums. Die religiös geforderte Liebe erweist sich als das einfachste Mittel, zugleich auch die Lebensnöte zu beseitigen. So fehlt jedes Programm einer sozialen Erneuerung.

Das ist Troeltschs Ansicht über die Nächstenliebe im Evangelium. Sie wird noch deutlicher durch seine Bemerkungen gegen Harnacks Auffassung. Zwar gibt er diesem zu, daß Jesus die Nächstenliebe nicht etwa nur gegen seelische, sondern auch gegen leibliche Not des Nächsten aufbietet; aber es sei doch eben auch die leibliche Hilfe der Ausfluß der gemeinsamen Verbundenheit Aller in Gott und die Bewährung der Vollkommenheit Gottes. Die Liebesgesinnung hafte mehr an dem Gedanken Gottes als der tätigen Vaterliebe und nicht an dem Gedanken der Hilfe um ihrer selbst willen. Die Liebe sei nicht um des Menschen willen gefordert, sondern um Gottes willen, d. h. sie habe einen propagandistischen Charakter der Offenbarung oder Weckung des wahren Gottesverständnisses. Vor allem gibt Troeltsch nicht zu, daß die Nächstenliebe im Sinne Jesu wirtschaftlichen Zuständen abhelfen müsse, die zur Notlage für den Nächsten geworden sind. Sonst wäre der Verzicht auf alle politisch-sozialen Reformforderungen gar nicht zu erklären.

Harnack hat geantwortet, daß in Troeltschs Darstellung die Forderung der Nächstenliebe und der Hilfsbereitschaft im Sinne Jesu Schaden leide. Gewiß folge die Nächstenliebe aus der Gottesliebe, aber sie habe auch ihr eigenes Recht, trete schlicht und einfach auch als eine Pflicht auf, die ganz auf sich selbst beruht und nur ihr Vorbild an dem barmherzigen Wirken Gottes hat. Harnack tritt also dafür ein, daß die Nächstenliebe um ihrer selbst willen eine selbständige, primäre Forderung des Evangeliums ist.

Zunächst scheint mir Harnack richtig damit fertig zu werden, wie Troeltsch aus dem Verzicht auf alle sozialen Reformforderungen folgert, daß die Nächstenliebe keineswegs gegen wirtschaftliche Zustände aufgeboten werde, die zur Notlage für den Nächsten geworden sind. Als bestes Beispiel für den Verzicht auf Reform solcher Zustände nennt Troeltsch die dem Evangelium nicht etwa widersprechende Stellung der alten Kirche zur Sklaverei, die doch den Charakter gefährdet. Richtig entgegnet Harnack:

> Daraus, daß die werktätige Nächstenliebe, welche schwere Notlagen neben sich nicht duldet, eine selbständige Forderung des Evangeliums ist, folgt noch keineswegs die Notwendigkeit, zu politisch-sozialen Reformen, am wenigsten zur Reform der Sklaverei vorzuschreiten. Das wäre ein Verbesserungsversuch an der „großen Welt", die für den Christen nur als Stätte des Teufels existiert und dem Verderben geweiht ist.

Natürlich kennt auch Troeltsch den urchristlichen Glauben, daß die sündige Welt unabwendbar so ist, wie sie einmal ist, und nicht mehr lange dauern wird. Aber Harnack konstatiert daneben den Liebeseifer, schweren Notlagen, zunächst der Brüder, im Kleinen zu steuern, und er findet ihn dem Sinn dessen gemäß, der ein Heiland war.

Selbstverständlich kann Niemand Jesu Liebe zu allen Notleidenden übersehen. Daß das Mitleid seiner Predigt eine besondere Wendung zu ihnen hin gibt, ist auch nach Troeltsch

„wohl nicht zu bezweifeln". Er bestreitet nur sehr mit Recht, daß Jesus den Notleidenden etwa schon als solchen, bloß auf ihre Not hin, das Himmelreich als Entschädigung zuspreche. Jesus hat in der Tat die, deren das Himmelreich sei, die sogenannten Armen, die Leidtragenden, die Hungernden, nie ohne die in diesen ihren Nöten bewährte Frömmigkeit gedacht. Kraft derselben fand er sie auch disponiert zur zeitgemäßen Frömmigkeit der Umkehr und des Glaubens an den Täufer und an sich selbst. Diese bessere religiöse Disposition der Notleidenden betont Troeltsch als die selbstverständliche Voraussetzung der Wendung Jesu zu ihnen. In dieser Wendung scheint ihm aber auch ein Element der Theodicee zu liegen: es dient zur Rechtfertigung Gottes wegen des Leides, daß gerade die Leidenden es leichter haben zum Heil zu kommen, weil das Leiden einen Vorzug hat für die Erkenntnis Gottes und der wahren Lebenswerte. Ausdrücklich bestreitet Troeltsch, daß es sich bei Jesu Rechtfertigung Gottes wegen des Leides um die Ausgleichung des irdischen Leides mit jenseitiger Leidlosigkeit und Glückseligkeit handle. Wenn für alle Leidenden die Trocknung der Tränen versprochen wird, so sei das nur natürlich bei einer wesentlich an solche sich wendenden Predigt, aber es sei nicht die Hauptsache. Die Hauptsache sei die „vollständige und ungetrübte Herrschaft Gottes und die Ueberwindung der bösen Geister."

Mir scheint das Jesus nicht gerecht zu werden, was Troeltsch über sein Mitleid und über seine Gedanken von Leid und Leidlosigkeit sagt. Mir scheint Jesus im Tiefsten begriffen, aufs richtigste beleuchtet durch das Prachtwort Wellhausens: „Er lehrt nicht, daß das Kreuz süß und die Krankheit gesund sei." Niemand hat tiefer als Jesus die Unvernunft alles Leids empfunden. Es ist ihm das, was nicht sein sollte. Er haßt es als Teufelswerk. Warum hat es Gott der Vater zugelassen? Nun, man halte sich daran, daß „die vollständige und ungetrübte Herrschaft Gottes" nahe herbeigekommen ist. Das ist freilich die Hauptsache, aber zur ungetrübten Gottesherrschaft gehört es eben — und zwar nicht als Nebensache — daß das Teufelswerk des Leids überwunden ist. Ich wiederhole, daß Jesus den Leidenden nicht etwa bloß auf ihr Leid hin das Himmelreich als Entschädigung zuspricht; aber daß es sich ihm gar nicht um die Ausgleichung des irdischen Leids mit jenseitiger Leidlosigkeit und Glückseligkeit handle, geht mir zu weit. Wenn ich mich nicht irre, unterschätzt Troeltsch den gesunden Eudämonismus Jesu. Gewiß ist das Himmelreich nicht allen Duldern als solchen zu eigen, sondern nur den frommen und zwar an Jesus gläubigen Duldern. Aber daß diese von Gottes Segensherrschaft allseitig vollendet und leidlos beseligt werden, scheint mir Jesus als Entschädigung und Ausgleichung gedacht zu haben. Seine eigentliche Rechtfertigung Gottes wegen des Leides erblicke ich in seinem „Dafürhalten, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sei, die an uns soll offenbaret werden", daß „unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit schafft". Er fuhr aber fort, das vergleichsweise unerhebliche Leid bitter zu nennen, als Unvernunft zu empfinden, als Teufelswerk zu hassen. Und er nannte das Leid auch nicht etwa deshalb süß, weil er beobachtete, daß es einen Vorzug haben kann für die Erkenntnis Gottes und der wahren Lebenswerte. Denn furchtbar weh tut es eben doch und bleibt deshalb ein Teufelswerk, mit dem aufgeräumt werden muß. Daß z. B. die Armut ein solches auch deshalb sei, weil in ihr schwere sittliche Gefahren liegen können, dieser Gesichtspunkt liegt Jesus fern, wie Troeltsch richtig bemerkt.

Jesus lehrte also nicht, das Leid süß zu nennen, sondern sich daran zu halten, daß dieses Teufelswerk in der nahen Gottesherrschaft überwunden sein werde und ausgeglichen mit leidloser Seligkeit. Als einen Anfang dieser Ueberwindung und Ausgleichung betrieb nun aber Jesus schon sein irdisches Tagewerk. Denn eine Ausgleichung eines gesellschaftlichen Uebels war zunächst die Wendung seiner Predigt zu den sogenannten Armen. Diese Wendung bedeutet nicht nur „die Aufsuchung des empfänglichsten Bodens" (Troeltsch). Allerdings hatte Jesus beobachtet, daß die Bekehrungspredigt des Täufers zwar bei den „Zöllnern und Sündern" Erfolg hatte, aber nicht bei den Leitern des Volks. Schon dies war für ihn eine göttliche Weisung und so wendete er sich selbst zu solchen Kleinen. Eine derartige Weisung entnahm er aber auch den früheren Offenbarungen Gottes. Er las in den Propheten und in den Psalmen von dem Wert der „Armen" vor Gott. Vor allem las er, was der Prophet Jesaias vom Messias geweissagt hatte: den „Armen" werde er Recht verschaffen. Als ein Vorspiel dieser messianischen Ausgleichung betrieb Jesus seine Armenpredigt. Wie geweissagt kommen jetzt die „Armen" dran: zu ihrem Evangelisten macht sich der künftige Messias: gerade ihrer sei das Himmelreich, wenn sie nur an ihn glauben und es täglich weiterbringen in der Umkehr. Ein gesellschaftliches Uebel gleicht der künftige Messias damit aus, daß er das Evangelium unter die sogenannten Armen trägt, mit den Zöllnern und Sündern ißt und trinkt, von der Sünderin in Simons Hause sich anrühren läßt. Das Uebel, die Not der „Armen" war bekanntlich die religiöse, kirchliche Aechtung, nicht etwa wirtschaftliche Not. Sie sind die von den Pharisäern und Schriftgelehrten verachtete Plebs, die von den korrekten Beobachtern des mosaischen Gesetzes gemiedene schlechte Gesellschaft. Wie Jesus, der künftige Messias, mit ihnen verkehrt, das ist ein irdisches Vorspiel jenseitiger, himmlischer Ausgleichungen, wie daß er einen Schächer mit sich ins Paradies nimmt, daß ein armer Lazarus in Abrahams Schoß kommt, daß die kleine Herde Jesu mit ihm in seiner Herrlichkeit zusammen regiert.

Also sein Heilandswerk an den „Armen" deuchte Jesus eine des künftigen Messias würdige Ueberwindung von Leid zu sein, und daß er den pharisäischen Hochmut und sein böses Werk, die Aechtung der „Armen", als Teufelswerk haßte, ist selbstverständlich.

Aber noch messiasmäßiger als sein Wirken gegen die Armennot deuchte es Jesus, wenn er das natürliche Uebel der Krankheit überwand. Wenn er im Geiste Gottes die Dämonen austrieb, triumphierte er über solche Anfänge der ungetrübten Segensherrschaft Gottes und der Ueberwindung der bösen Geister, die das Weltleid wirken. Nach Lukas 13 heilte er einmal am Sabbat eine seit achtzehn Jahren gelähmte Frau. War es nicht ganz gleichgültig, ob sie noch bis ans Ende des Sabbats gelähmt blieb? Nein, Jesus fühlt anders — aus Ingrimm gegen den Satan, der sie schon allzu lange grausam quält, aus Eifer, Krankheit in Gesundheit zu wandeln: dies Werk ist wichtig genug, daß es nicht auch nur ein paar Stunden lang verschoben werden darf. Ja, Jesus „lehrt nicht, daß die Krankheit gesund sei", sondern wenn ihm der Geist Gottes gibt, Krankheit in Gesundheit zu wandeln, so frohlockt er über diese Weltverbesserung im Kleinen. Da ihm auch Krankennot als etwas Teuflisches in Gottes gut geschaffener Welt gilt, so ist ihm jede Krankenheilung hochbedeutsam als ein Vorspiel der Weltumgestaltung, die seine eigene Zukunftsaufgabe ist. Ja, was er jetzt nur ganz im Kleinen betreiben kann, Weltverbesserung, das hofft er, sitzend zur Rechten Gottes, im Großen betreiben zu können. Man darf nur bei der neuen, besseren Ordnung der Dinge im Himmelreich nicht an wunderbare Einrichtung innerirdischer wirtschaftlicher, politisch-sozialer Idealzustände denken. Das schärft Troeltsch immer wieder ein. Aber daß das Himmelreichsleben der Kreaturen von solchen Lebenshemmungen wie Krankheit ganz frei sein werde, war zwar selbstverständlich, aber nicht nebensächlich in der Erlösungshoffnung Jesu.

Bei einem orthodoxen Theologen von heute (Schaeder) steht:

> Jesus konnte die Brotfrage lösen, er konnte die Menschen um ihn, die kleinen, armen Leute ganz satt machen. Er war ja der Sohn, dem Gott alle seine helfende Macht gab. Er konnte den Hunger der 5000 stillen; auch 50000 wären ihm nicht zu hart aufgelegen. Er konnte alle Not und alles Elend wenden.

Diese schwärmerischen Sätze über den geschichtlichen Jesus sind monströs. Gott um alle seine helfende Macht zu bitten, um die Allmacht, die alle Not und alles Elend wenden kann, hätte Jesus nie gewagt. Er fühlte sich allerdings zu dem künftigen Weltordner bereitet und berufen, durch den Gott die Weltvollendung im Großen beschaffen wird. Aber Gebetsmacht

über diese weltvollendende Allmacht Gottes hat er sich nicht angemaßt. Er hätte nie zu beten gewagt: Jetzt komme dein Reich, d. h. die Wendung aller Not und alles Elends, die Erlösung im Großen.

Jesus scheint mir also seine Heilandswerke an den „Armen" und Kranken als Weltverbesserungen im Kleinen betrachtet zu haben, womit Teufelswerke überwunden und ausgeglichen werden. Diese Betrachtung ist natürlich auf alle Werke der Nächstenliebe ausgedehnt, die er und seine Jünger wirken. Auch seine Jünger konnten Kranke heilen, den Fürst dieser Welt fällen — „das macht, er ist gericht" (Luk. 10, 18). Auch seine Jünger sollen den Kleinen und Niedrigen dienen, barmherzig sein wie Gott, selbstlose Wohltäter. Wenn wir nun aber recht damit haben sollten, daß Jesus alle Wohltaten am Nächsten, die meist irgend ein Weh zu überwinden und auszugleichen haben, als kleine Weltverbesserungen betrachtet hat, so scheint jene Behauptung von Troeltsch nicht haltbar, die Liebesgesinnung hafte im Evangelium nicht an dem Gedanken der Hilfe und Förderung um ihrer selbst willen. Wie das Leid Jesus als etwas an sich Zweckwidriges, Unvernünftiges, Teuflisches gilt, so gelten ihm Hilfe wider das Leid, Förderung des Nächsten, kurz alle wohltätigen Liebeswerke als etwas an sich Zweckvolles, innerlich Vernünftiges, Messianisches, Göttliches. Denn sie schaffen hohe Güter in der Welt. Daß durch Helfen, Fördern und Wohltun Not und Leid verdrängt werden und an ihre Stelle Wohlsein tritt, das hat eigenen Wert und selbständige Würde, das ist um seiner selbst willen notwendig.

Um seiner selbst willen notwendig? Darf man wirklich vom Evangelium Jesu behaupten, daß es nicht nur vor leidloser himmlischer Seligkeit, sondern auch vor leidlosem irdischen Wohl Ehrfurcht hat, Ehrfurcht wie vor Notwendigem, um seiner selbst willen Notwendigem? Hat Goethe nicht viel richtiger Jesus die Ehrfurcht vor dem Leid abgefühlt? Ja — aber er nennt es gerade „das, was unter uns ist" d. h. untermenschlich, unsrer Menschenwürde eigentlich nicht gemäß, an sich unvernünftig. Er meint nur, daß der mit Leiden Kämpfende von Christus lernen kann, sein eigenes Kreuz nicht als Hindernis, sondern als Fördernis heiliger Zwecke und insofern als göttlich anzuerkennen, zu verehren und lieb zu gewinnen. Süß hat Jesus trotzdem nicht sein eignes Kreuz genannt und keinen Anlaß gegeben zu dem Spielen und Tändeln damit, das Goethe so frech und abgeschmackt fand. Am fernsten lag es Jesus, fremdes Leid leichthin süß zu nennen. Seinem Jünger soll es sehr schwer werden, fremdes Leid nicht als Hindernis, sondern als Fördernis des Heiligen anzuerkennen, etwa gar selbst dem Bruder die Hand abzuhauen, damit er zum Leben eingehe. Aber es ist allerdings selbstverständlich, daß der christliche Eudämonismus keine blinde Ehrfurcht vor leidlosem irdischen Wohl ist. Die weltverbessernden Wohltaten am Nächsten haben nach dem Evangelium nicht alle den gleichen Wert. Die höchsten sind die geistlichen: Hilfe wider Sündennot, Förderung religiös-sittlicher Vollkommenheit. Des Christen weiches Herz soll doch stark sein, durch Versagen einer leiblichen Wohltat geistlich wohlzutun. Wir Christenmenschen müssen uns einrichten auf „das, was unter uns ist", auf die untermenschliche Einrichtung in der vom Teufel verderbten gegenwärtigen Welt, daß der Zweck das Mittel heiligt, d. h. daß das untermenschliche Leid Fördernis des Heiligen sein kann. Das ist die tiefe Unordnung in der Welt, daß in ihr den höheren Gütern etwas förderlich werden kann, was an sich selbst unnormal ist. Das allein Normale und Ideale ist leidloses irdisches Wohl. Kann Leid als notwendig gelten um seiner selbst willen? Ehrfurcht vor ihm geht nicht auf es selbst, sondern meint seinen möglichen Erfolg, das Heilige. Idealerweise müßte nur Leidlosigkeit das Heilige fördern. Aber sie müßte auch um ihrer selbst willen als das eigentlich stets Notwendige gelten.

Wenn man aber gegen Troeltsch den Satz vertreten will, daß die Liebesgesinnung im Evangelium an dem Gedanken der Hilfe und Förderung um ihrer selbst willen hafte, so braucht man gar nicht zu behaupten, daß das hergestellte Menschenwohl für sich allein um seiner selbst willen notwendig sei. Nein, nicht nur das bewirkte Menschenwohl für sich allein, sondern auch seine Bewirkung ist mit einbegriffen, wenn man das wohltätige Werk als notwendig um seiner selbst willen rühmt. Dem Wohl, das durch die Wohltat beim Nächsten bewirkt wird, gehen voraus als die es bewirkenden Kräfte Wohlwollen und Wohltun beim Wohltäter. Diese ganze Kette von inneren und äußeren Vorgängen und Zuständen hat selbständigen Wert. Und zwar insofern, als sie Menschenleid mindernd, Menschenwohl mehrend die Welt bessert. An diesem Gedanken haftet die Liebesgesinnung im Evangelium.

Man muß hier sehr scharf zusehen, um nicht in eine falsche Richtung zu kommen, die heutzutage viele Beurteiler der Sittenpredigt Jesu verfolgen. Sie meinen, für ihn sei das Wertvolle am Wohltun weit weniger die Leidüberwindung und Wohlbewirkung beim Nächsten als die Selbstüberwindung des Wohltäters. So sagt auch Troeltsch: „Die Liebe hat immer einigermaßen den Charakter der Selbstüberwindung." Er meint: sie kostet Opfer, in denen die Selbstliebe, die Genußsucht, die Bequemlichkeit, die persönlichen Sympathien usw. geopfert werden müssen. Wer nun in sich dies Selbstische überwindet, der bessert auch die Welt, indem er eben sein Selbst vervollkommnet. Es ist geistliches Wohltun an sich selbst, das auch selbständigen Wert hat. Aber die Selbstüberwindung darf nach Jesus nicht unfruchtbar bleiben für die Besserung der Welt beim Nächsten, sondern muß an dieser selbständiges Interesse haben.

Die meines Erachtens falsche Charakterisierung der christlichen Nächstenliebe tritt einem sehr deutlich beim Philosophen Simmel entgegen. Es komme Jesus nicht auf den an, dem gegeben wird, sondern auf den, der gibt; er befinde sich in Gegensatz gegen jedes bloß soziale Ideal: nicht in der dem Nächsten helfenden Handlung als solcher liege der höchste Wert, sondern in der Heiligung der Seele des Handelnden.

Diese unsoziale Deutung der Liebesgebote Jesu ist besonders beliebt bei seinem Gebot der Feindesliebe: es komme dabei nicht auf den an, der geliebt wird, sondern auf die heroische Vollkommenheit, daß man sogar seine Verfolger lieben kann. Ebenso sei das Gebot zu verstehen, daß man Allen dienen solle. Warum? um der Förderung Anderer willen? Nein, weit mehr um der eigenen Vollendung willen, um sich auch in der Vollkommenheit zu üben, daß man sogar das erniedrigende Dienen vermöge.

Aber es ist nur Schein, daß die Idee der Selbstvervollkommnung auch Jesu Mahnungen zur Nächstenliebe beherrsche. Nach ihm ist eine Wohltat am Nächsten ein wertvolles Geschehen nicht nur wegen der Selbstüberwindung, die sie kostet, sondern auch wegen der Leidüberwindung und Wohlbeförderung, die sie bezwecken soll. Jesu Wertschätzung betrifft nicht nur die Kraftleistung des Wohltäters, sondern auch die Kräftigung des Empfängers der Wohltat; sie betrifft nicht nur den Sieg über das liebe Ich, sondern auch den Sieg draußen am Objekt, wo es besser wird. Warum soll denn der Wohlhabende von seinem Besitz weitergeben an den Armen? Nicht nur seiner Selbstveredlung wegen, sondern der Sättigung des Armen wegen. Der Wohlhabende hat, damit er es auch dem Armen wohlgehen lasse. Daß er den Mangel des Armen wirklich weichen macht, dieser wirkliche Erfolg adelt den Besitz, nicht nur daß er das edle Geben ermöglicht. Es verallgemeinern manche unrichtig die Geschichte vom reichen Jüngling. Wenn dieser seinen ganzen Besitz an die Armen verschenken soll, so ist das von Jesus allerdings mehr als geistliche Wohltat des Mammonsknechts an sich selbst gedacht denn als leibliche Wohltat an den Armen. Solche hatte er von seiner Jugend auf nicht unterlassen, aber vor das besondere Opfer gerade auf diesem Gebiete gestellt, erwies er sich eben doch als Mammonsknecht. Uebrigens sollte er nach dieser gerade ihm nötigen Radikalkur in Jesu Nachfolge als dessen Mitarbeiter geistlicher Wohltäter auch an Andern werden. Sonst hat Jesus Reiche reich bleiben lassen, aber zu leiblichen Wohltätern der Armen bestellt, indem er ihnen zu Gemüte führte, daß Reichtum reichlich genossen sein will auch von den Armen. Nach dem Hebräer-Evangelium griff Jesus die Gesetzerfüllung jenes Reichen in den bekannten Worten an, an die auch Harnack gegen Troeltsch erinnert: „Wie magst du sagen: Das Gesetz habe ich gehalten und die Propheten? da

doch im Gesetz geschrieben steht: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; und siehe, viele deiner Brüder, Abrahams Söhne, sind in Schmutz gehüllt, verschmachten vor Hunger, und dein Haus ist voll von vielen Gütern, und nie kommt aus ihm irgendwas an sie."

Was das Gebot der Feindesliebe anbelangt, so hat man bestritten, daß Jesus sie als Barmherzigkeit gedacht habe. Auch ihr Vorbild, Gott, werde dabei nicht als Erbarmer gedacht. Aber ist es nicht „lauter väterliche, göttliche Güte und Barmherzigkeit", daß Gott Sonnenschein und Regen nicht abhängen läßt von Menschen-„Verdienst und Würdigkeit"? Jesus verlangt ja das Gebet für die Verfolger, nicht nur das Gebet, daß Gott ihnen vergebe, sondern daß er sie, die ungläubigen Juden, bekehre. Das setzt ein Herz für sie voraus, selbständiges Interesse an ihrer Bekehrung: — Feindesliebe kann, soll Barmherzigkeit sein.

Wir treten also gegen Troeltsch dafür ein, daß Jesus ein selbständiges Interesse an Menschenwohl und -seligkeit hat und fordert. Aber gerade wenn man so stark wie wir betont, daß Jesus Leidverminderung und Wohlvermehrung als Weltverbesserung im Kleinen gefeiert hat, scheint man die Theorie von der Alleinherrschaft der religiösen Interessen im Evangelium zu verstärken. Was für ein Interesse hatte denn Jesus an der Weltverbesserung im Großen, an der Weltvollendung, nach der er sich in seiner Reichshoffnung sehnte? Ein egoistisches Interesse war es nicht. Leider muß man dies ausdrücklich bemerken gegen eine schlimme Entgleisung in Wundts Ethik, wo auch die ganze urchristliche Reichshoffnung hart gescholten wird als „trügerisches Wahngebilde einer auf das äußerste gesteigerten Selbstsucht, eines unersättlichen Glücksbedürfnisses, das den Lebensgenuß ins Unendliche steigern möchte". Aber wurzelte wirklich die Sehnsucht Jesu nach seiner Messiasherrschaft in seinem selbstsüchtigen Glücksbedürfnis? Nein, auch nicht in Herrschsucht und Ehrgeiz, sondern in ganz anderen Motiven wurzelte sie: zu oberst in seinem frommen Eifer für Gottes Ehre. Dessen Herrschaft wollte er als sein Stellvertreter ganz durchsetzen gegen den Fürsten dieser verdorbenen Welt. Daß Gottes volle Segensherrschaft kommen werde, ist für Jesus zu oberst durch Gottes Ehre gefordert: der Vater muß schließlich volle Ordnung schaffen im Hause, zeigen, daß er der Herr darin ist — „moralische Weltordnung" nennt man das philosophisch. Im Interesse der Ehre des Vaters tritt der Sohn vor die „Armen" und Leidtragenden und Hungernden und erklärt sie zu Eigentümern des Reichs und seiner Güter. So, wie es jetzt in der Welt zugeht, wo der Teufel los ist — gereicht das Gott zur Ehre? Nun, man halte sich daran, daß die bald vollendete Welt ihren Zweck erfüllen wird: Gott zur Ehre zu gereichen.

Aber mag Gottes Ehre der oberste Gesichtspunkt Jesu gewesen sein — sein einziger war sie nicht. Teilweise ist es richtig, wenn man ihn vom größten Patrioten der Deutschen so abgehoben hat: dessen Wahlspruch war: Ich reibe mich auf im Dienste des Vaterlandes; Jesu Wahlspruch war: Ich reibe mich auf im Dienste des Vaters. Aber es ist nicht richtig, daß man dem nicht auch seinen Dienst an den Menschen einfach zur Seite stellen dürfe. Neben Gottes Ehre war Menschenwohl und -seligkeit ein Ziel seines Hoffens und Wirkens, ein Gegenstand seines selbständigen Interesses. Wir betonten früher, daß ihm die Ueberwindung des Uebels keine Nebensache am Himmelreich war. Aber er haßt das Uebel in diesem Jammertal nicht etwa nur, weil es Gott gewissermaßen zur Unehre gereicht, sondern auch weil ihn der Jammer der Menschen jammert. Er ersehnt es nicht nur um des Vaters willen, daß dieser bald als voller Vater nur beselige, sondern auch um der Brüder willen. Aus Bruderliebe ersehnt er Machtfülle, um den Kleinen zuliebe, den Jammervollen zugute als mächtiger Weltregent zu regieren. Er hofft bald die Welt im Großen bessern zu können, aber nicht nur damit es besser stehe um Gottes Ehre, sondern auch damit es die Menschen besser haben. Wenn es ihm schon jetzt gegeben wird, im Geiste Gottes eine Weltverbesserung im Kleinen als Arzt zu wirken, so gönnt er nicht nur Gott seinen Sieg und dem Teufel seine Niederlage, sondern auch dem Patienten seine Gesundheit. Seine Hauptsorge ist natürlich nicht, daß die Menschen es besser bekommen, sondern daß sie besser werden — vollkommen in Gottes- und Menschenliebe. Aber wenn ein Mensch zu seiner Vollendung gekommen und in Gottes- und Menschenliebe vollkommen und selig geworden ist, so freut sich sein Heiland daran nicht nur um Gottes willen, dessen Ehre jeder Selige mehrt, sondern auch um des Menschen selbst willen, der seine Vollendung in Seligkeit genießt.

Diese Heilandsliebe Jesu zu den Menschen selbst bieten wir auf gegen Troeltschs Behauptung, die Nächstenliebe habe im Evangelium immer einen propagandistischen Charakter der Offenbarung oder Weckung des wahren Gottesverständnisses, sie sei um Gottes willen gefordert und nicht um des Menschen willen. Gewiß, Propaganda zu machen für den Vater, war des Sohnes oberstes Ziel. Aber er machte sie auch um der Menschen selbst willen, aus selbständigem Interesse an ihrer Vollendung. Wir hörten Troeltsch sagen, es sei „wohl nicht zu bezweifeln", daß das Mitleid der Predigt Jesu eine besondere Wendung auf die Armen gab. Ja wahrlich das ist nicht zu bezweifeln! Das Mitleid Jesu, recht ins Auge gefaßt, führt ab von jener Theorie. Wie stark heben es die Evangelien hervor! „Da er das Volk sah, jammerte ihn desselbigen." „Das ist für jeden Menschen, der sozial fühlt, eine der heiligsten Stellen . . . in aller Literatur überhaupt. Hier schauen wir sicher in Jesu Herz hinein." So sagt Ragaz in seinem vorjährigen Schriftchen „Jesus Christus und der moderne Arbeiter" — ein Thema, das man bei Troeltsch etwas vorsichtiger anzufassen lernt. Aber Jesu Mitleid muß man sich allerdings ganz mächtig denken in seiner reichen Seele. In der Volksklasse, an die er zum Ausgleich ihrer Nöte seine frohe Botschaft ausrichtete, hatte ihn Gott aufwachsen lassen, damit er diese ihre Nöte recht mitfühlen lerne. Dann hatte ihn Gott zu jener Botschaft gerade an sie berufen, worin er schon etwas Messianisches sah. Sagte er, er sei gekommen, das Verlorene zu suchen und zu retten, so meinte er ein Kommen als Gottes Stellvertreter, im Gehorsam gegen seinen Auftrag. Freilich zugleich in höchster Freiwilligkeit! Denn Jesu Berufung zum Heiland der „Armen" wird sogar schon durch seine Naturanlage von Gott vorbereitet gewesen sein. Ich möchte glauben, daß Jesus von Gott mit einer natürlichen Niedrigstenliebe beanlagt war, die ihn dazu geschickt machte, ganz angemessener Stellvertreter jener Gottesliebe zu werden, von der es in den Psalmen heißt, daß sie „den Geringen aus dem Staube aufrichtet, den ‚Armen' aus dem Kot erhebt." Ich möchte also das Charakteristische der in Jesus anhebenden christlichen Menschenliebe, daß gerade die Niedrigen ihre Lieblinge sind, nicht ohne Rückgang bis auf Jesu persönliche Eigentümlichkeit, auf eine besondere Charakteranlage in seiner Seele erklärt wissen. Damit richte ich mich gegen die Methode, alles bei Jesus aus seiner Gottinnigkeit abzuleiten. Es scheint mir nötig, die sittliche Hoheit Jesu selbständig neben der religiösen zu denken.

Alle sittlichen Leistungen treten nach Troeltsch unter den Gesichtspunkt des Mitwirkens am Werke Gottes, der Offenbarung der in uns aufgenommenen wahren Gesinnung Gottes selbst. Ich glaube nicht, daß Gott selbst die Menschen nur um seiner selbst willen liebt und nicht auch um ihretwillen. Selbständig neben seiner Ehre steht als Ziel seines Werkes das vollkommene und selige Leben der geschaffenen Geister. Man wirkt gerade dann in der wahren Gesinnung Gottes selbst an seinem Werke mit, wenn man beim Liebeswirken am Nächsten diesen selbst zum Ziele hat, wenn man ihn um seiner selbst willen liebt und nicht nur um Gottes willen.

Ist denn Nächstenliebe um Gottes willen überhaupt wirkliche Liebe zum Nächsten? Sollte Jesus nicht gefühlt haben, daß der aufopferndsten Tätigkeit am Nächsten das Beste fehlt, wenn sie nicht von der Hingabe des Herzens an ihn selbst getragen ist, wenn das Herz eigentlich nicht ihn selbst meint, sondern nur Gott, um deswillen an ihm hantiert wird? Es liegt eben geradezu im Begriff der echten Liebe, daß der Liebende bei seinen inneren und äußeren Betätigungen gegen den Geliebten diesen selbst meint und dabei nicht etwa immer nur auf jemand Anderes hinter ihm schielt, d. h. daß er ihn nicht zu eines Andern Gunsten, der dann der allein eigentlich Geliebte wäre,

zum Mittel herabsetzt, sondern ihn selbst zu seinem Zweck und Ziele hat. Soll der Christ seinen Nächsten lieben, so muß er ihn um seiner selbst willen lieben. Warum sollte er nicht? Weil er Gott über alle Dinge lieben soll? Ja, über alle Dinge, aber nicht allein. Gott gönnt uns im Evangelium Jesu die wirkliche Nächstenliebe, ein Gut von eigentümlichem Werte, von selbständiger Bedeutung. Karl Thieme

---

Modern-positive Theologie des Judentums

1

Mit den Ausdrücken „Verknöcherung", „Gesetzlichkeit", „Veräußerlichung" ist weder das Wesen des alten noch das des modernen Judentums erschöpft. Leben und Ringen ist im Judentum nicht bloß zur Zeit der Propheten gewesen. Der moderne protestantische Durchschnittstheologe bedenkt in seinen Urteilen über das Judentum viel zu wenig, daß das Judentum eine Geschichte bis zur Gegenwart, daß es auch heutzutage eine Theologie hat und daß diese Theologie und ihre Parteien, ihre Probleme und Aufgaben oft der protestantischen Theologie und deren Parteien und Problemen sehr ähnlich sind. Ueber das Thema „Katholizismus und Judentum" ließe sich mancherlei sagen. Das aber ist klar, daß für das moderne Judentum der Vergleich mit dem Protestantismus viel näher liegt; denn das moderne Judentum kennt eine autoritative Organisation, wie sie der katholischen Kirche wesentlich ist, ebenso wenig als der moderne Protestantismus.

Innerhalb des modernen Protestantismus hört man jetzt häufig das Schlagwort „modern-positiv". Man will modern sein und doch positiv, d. h. trotz aller Modernität das Alte bewahren, die alten Traditionen festhalten und dabei doch nachweisen, daß sie keineswegs für einen modernen Menschen unannehmbar sind. Genau so stellen sich die Probleme im Judentum der Gegenwart, nur mit dem Unterschied, daß bereits in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts der Begründer der jüdischen Neu-Orthodoxie gelebt und entscheidend zu wirken begonnen hat, während im Protestantismus erst ganz vor kurzem das Schlagwort „modern-positiv" aufgetaucht ist.

Vor etwa einem Jahre feierten weite Kreise des Judentums den hundertsten Geburtstag des Begründers der jüdischen Neuorthodoxie, des als Rabbiner in Frankfurt a. M. berühmt gewordenen Samson Raphael Hirsch, der am 20. Juni 1808 in Hamburg geboren ist. Er ist eine bedeutende, charakteristische Persönlichkeit, die das Interesse auch der Protestanten verdient.

2

Die moderne und die rabbinisch-alttestamentliche Bildung beherrschte Hirsch in gleicher Weise. Von den alten Orthodoxen des Judentums, für die die völlige Ablehnung der modernen Bildung ebenso bezeichnend ist, wie für gewisse Richtungen der katholischen und protestantischen Kirche, unterscheidet sich die jüdische Neu-Orthodoxie Hirschs wesentlich durch ihre positive Stellung zur modernen Bildung. Von den jüdischen Liberalen, die wie die protestantischen Liberalen keine Autorität anerkennen als die auf dem Wege gewissenhaftester Forschung zu ermittelnde Wahrheit, unterscheidet sich Hirsch durch Anerkennung einer unbedingten Autorität, also genau so, wie sich die protestantischen Orthodoxen von den protestantischen Liberalen unterscheiden. Ist für den protestantischen Orthodoxen mehr oder weniger klar die Bibel, d. h. vor allem das Neue Testament, die Autorität, der er sich beugt, so ist es für den jüdischen Orthodoxen das Alte Testament, insbesondere die Thora, d. h. das Gesetz, die fünf Bücher Mosis. Und, wie der orthodoxe Protestant die Bibel unwillkürlich durch die Brille seiner protestantischen Tradition ansieht und auch diese für autoritativ hält, so fügt der jüdische Orthodoxe zur Bibel, d. h. dem Alten Testament, die im Thalmud und Midrasch vorliegende Erläuterung der Bibel hinzu und ist geneigt, diese gesamte Tradition für autoritativ zu erklären und zu rechtfertigen.

Da Hirschs gedankenreiche und lebhafte Sprache, hinter der seine tief religiöse und sittliche Persönlichkeit steht, sehr charakteristisch ist, seien hier einige Stellen seiner beiden für die jüdische Neuorthodoxie programmatisch gewordenen Schriften zitiert. Diese beiden Schriften sind: 1) Neunzehn Briefe über Judentum, 1. Auflage 1836, 3. Auflage, Frankfurt a. M., Kauffmann 1901. 2) Versuche über Jissroéls Pflichten in der Zerstreuung, 1. Auflage 1838, 3. Auflage, Frankfurt a. M., Kauffmann 1899.*)

3

In der „Vorerinnerung zur ersten Auflage" seiner „Versuche" sagt Hirsch S. VII/VIII:

> Gottes Gebot ist uns Pflicht, Gottes Wille alleiniger Verpflichtungsgrund; und dies nicht nur bei denjenigen Pflichten, die uns als unmittelbarer Gottesausspruch in schriftlicher und mündlicher Mitteilung dastehen, sondern auch bei denjenigen, die uns in Folge solcher Anordnungen obliegen, mit denen unsere zur Hut über die Erfüllung des Gesetzes von Gott verpflichteten Gesetzesbehörden, infolge dieser göttlichen allgemeinen Verpflichtung, die Erfüllung seines Gesetzes stützend und fördernd umgaben. . . . Wäre uns daher auch jedes göttliche Gebot ein Rätsel: in nichts wäre dadurch die Verpflichtungskraft der Gebote geschmälert. Wir haben auf die Frage: „warum habe ich dies zu erfüllen, jenes zu lassen?" immer und immer für all und jedes Gebot und Verbot Gottes nur eine Antwort: weil es Gottes Wille ist.

Das ist absolut und unhistorisch gedacht, ebenso unhistorisch, wie die orthodox gerichteten Protestanten von der Bibel, speziell etwa von dem Dogma der Erlösung durch Jesu Blut, denken, das sie zwar nicht verstehen, aber als Gottes Willen zu ihrer Erlösung hinnehmen.

Natürlich versucht Hirsch dabei doch, wie die orthodoxen Protestanten auch, sich den Willen Gottes und seine Heilsveranstaltungen, so gut das gehen will, verständlich zu machen. Hier ist er Virtuos im Hineinempfinden in die 613 Satzungen des rabbinischen Judentums, und seine „Versuche", diese lebendig zu machen, entbehren nicht großer religiöser und gedanklicher Kraft. Der Gedanke, von dem er dabei ausgeht, ist am kürzesten in einem Zitat aus Hirschs Werken ausgesprochen, das in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums" vom 26. Juni 1908 zitiert ist. Danach ist das Gesetz für Hirsch:

> . . . erhebendes und heiligendes Tatsymbol, dessen Uebung und Beobachtung, erscheinen sie auch noch so kleinlich, das ganze Leben des Israeliten mit bedeutsamen, das Verhältnis zu Gott und seinem Willen vergegenwärtigenden, und dadurch Geist und Gemüt eigentümlich anregenden Formen umkleidet, und ihn ebensowohl für die Lösung seiner allgemein menschlichen wie seiner besonderen Aufgabe als Sohn Jissroels kräftigt und befähigt.

Nach diesem Rezept rechtfertigt er alles. Der Fehler, der dabei dem Ganzen von vornherein zu Grunde liegt, ist freilich der, daß er nicht die Frage stellt, ob denn nicht eine andere, freiere und dabei doch ebenso innerliche Erziehung des Menschen zu echter Religiosität möglich ist. Diese Frage konnte er nicht stellen, da er sich ja von vornherein auf die Thora als unbedingte Autorität festgelegt hatte. Zerbricht man die Formen, an denen Hirsch hängt, und hebt man den Inhalt heraus, den er den Formen gibt, so findet sich in seinen Schriften vieles Vortreffliche, viel echte Religion. Z. B.:

S. 24 in den „Versuchen" spricht er im Anschluß an 5. Mose 6, 5 (Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen usw.) von der „Gottesliebe":

> Dein Sinn, dein Wirken ist nur durch Gott. Willst du das durch und durch fühlen, so habe Aug und Herz für seine Wohltaten, die dir werden. Zähle sie von deiner Wiege bis zum Grabe und übers Grab hinaus . . . . zähle die Kräfte deines Körpers, ... blick auf deinen Geist mit seinen Fähigkeiten und Kräften, in dein Gemüt mit seinen Strömen des Lebens. . . .

S. 33 heißt es von dem Vertrauen auf Gottes Gnade:

> Du hast gekämpft, — hast lange gekämpft, — dein ganzes Leben gekämpft den Kampf mit der Sünde; — hast aber vergebens gekämpft; — und täglich erneut sich dir der Kampf, — und immer kühner wird das Tier, — und immer schlaffer wirst du selber, — verzweifelst endlich an dem Sieg, verzweifelst an Gott — — da tritt „das Gottvertrauen" zu dir und lehret dich, an der Luft, die du atmest, an der Erde, die dich noch trägt, an der Schöpfung, die dich noch grüßt, an

*) 522 S. 6,50 Mk. gebunden 8 Mk.

dem Dasein, das dir noch ist, erkennen: daß ja, wie immer du gefallen, ein Vaterauge noch auf dich blicke; Gottes Wort dir spreche: „So gewiß ich lebe, spricht Gott, ich habe nicht Freude an des Hinsterbenden Tod, sondern daß er zurückkehre von seinem Wandel und lebe" — lehret dich felsenfest zu halten an Gottes Gnade, — zu wagen den Kampf, — ewig ihn zu erneuen, — und endlich des Sieges zu harren.

Die Protestanten der Gegenwart sehen aus diesen Worten, daß im Judentum der Neuzeit doch auch tiefe Religiosität lebt. Sie sollten doch bedenken, daß Propheten und Psalmen auch zu dem Erbe gehören, das dies Judentum von seinen Vätern überkam! Wie wenig ist das Wesen des Judentums mit den Ausdrücken: „Verknöcherung", „Verholzung", „Veräußerlichung" erschöpft! Die „Versuche" Hirschs beweisen das von Anfang bis zu Ende.

In den „19 Briefen über Judentum" entwickelt Hirsch das Programm, das er dann in den „Versuchen" im einzelnen ausgeführt hat. Er sagt in den „Briefen" S. 106 ff.:

Einen Weg gibts zum Heile — und dieser Eine ist —: vergessen die herabgeerbten Ansichten und Nichtansichten über Judentum; nehmen die Quellen des Judentums: Bibel, Thalmud, Midrasch; sie fürs Leben gelesen, studiert, begriffen; das Judentum aus sich erkannt, aus sich zu einer Wissenschaft der Lebensweisheit erhoben. — Dann: die Resultate solcher Wissenschaft ins Leben durch Schulen verpflanzt!

Hirsch hat in Frankfurt a. M. eine solche Schule gegründet.

4

Durch Hirschs begeisterte und begeisternde Persönlichkeit ist in das moderne Judentum Leben und Kampf hineingekommen, allerdings auch die scharfe Scheidung zwischen „orthodox oder gesetzestreu" und „liberal". Der Sieg wird, darin ist meines Erachtens M. Philippson, dem Verfasser der „Neusten Geschichte des jüdischen Volkes"*) beizustimmen, weder auf der Seite der radikalen Reform noch auf der Seite der alles rechtfertigenden und mit der Kritik vor der Thora Halt machenden Orthodoxie sein, die Zukunft gehört vielmehr der, tatsächlich im modernen Judentum immer mehr Boden gewinnenden, historischen, gemäßigten Reform — genau wie das Entsprechende vom Christentum gilt! — So lange Judentum und Christentum von einer absoluten Autorität der Vergangenheit nicht frei sind, so lange sind sie gehemmt auf dem Weg zu wahrem Fortschritt. So bald aber beide die tiefen religiösen und sittlichen Kräfte, die in ihrer beiderseitigen Vergangenheit liegen, sich in Freiheit und mit historischer Kritik aneignen, so bald werden auf beiden Seiten die echten religiösen und sittlichen Kräfte immer wirksamer werden können zu einer wahrhaften Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Daß bei dem beiderseitigen Fortschitt Judentum und Christentum, vor allem auch die moderne jüdische und die moderne christlich-protestantische Theologie einander näher kämen, und einander immer besser verstünden, wäre sehr zu wünschen, zumal sie doch schließlich beide im Kampfe stehen für die Religion und gegen die Irreligiosität. Das Judentum der Neuzeit kennen zu lernen, wird den Protestanten durch den im Erscheinen begriffenen „Grundriß der Gesamtwissenschaft des Judentums" sehr erleichtert. Der erste Band der „Neuesten Geschichte des jüdischen Volkes" von M. Philippson behandelt die Zeit von der französischen Revolution bis etwa 1848. Hier ist eine Fülle von Material verarbeitet, und zwar von dem Standpunkt der historisch-gemäßigten jüdischen Reformpartei (begründet von Ludwig Philippson) aus, die dem Judentum schon so manchen Fortschritt gebracht hat. Man darf auf das Erscheinen des zweiten Bandes mit Recht gespannt sein und Gutes von ihm erwarten.

Fiebig

*) Bd. I, ein Band aus dem im Erscheinen begriffenen „Grundriß der Gesamtwissenschaft des Judentums", Leipzig, G. Fock 1907. 400 S. 6 Mk. gebunden 7 Mk.

Jesus „ein Gott"?

Vor kurzem erhielt ich, in welcher Veranlassung oder zu welchem Zwecke war nicht angegeben, von dem „Korrespondenz-Blatt des Verbandes der deutschen Juden" die als „Apologetische Sondernummer" bezeichnete Nr. 5, Juli 1909, zugesandt. Ich habe den Inhalt mit Interesse kennen gelernt, zumal den Eingangs-Aufsatz, betitelt „Die Umkehr zum Judentum". Rabbiner Dr. L. Baeck in Düsseldorf, der ihn verfaßt hat, sieht in der Gegenwart in der protestantischen Theologie sich eine Tendenz anbahnen, wie sie in der Renaissance und im Humanismus schon einmal geherrscht habe, eine offenbare geistige ja religiöse Annäherung an das Judentum. Der „liberale Protestantismus" wolle es zwar nicht Wort haben, daß er einen Pfad eingeschlagen habe, der zum Judentum, zu dem ihm eigenen hohen und reinen Gottesverständnis führe; da es sich dabei für Christen um ein Zurückkehren handle, um ein Zurückgehen auf einem Wege, von dem man erkannt hat, daß er in die Irre führe, so verberge man es sich noch gern, daß man auf den jüdischen Religionspfad einzulenken sich entschlossen habe. Vielleicht liege es an der Unliebsamkeit des „Zurück", daß „so viele Führer gerade des liberalen Protestantismus so beharrlich das Judentum und seine religiöse Bedeutung totschweigen". Wer die Führer des liberalen Protestantismus sind, die als rühmliche Ausnahmen erscheinen, weiß ich nicht. Die Mehrzahl der liberalen Theologen, die sich getroffen fühlen soll, wird schwerlich ein böses Gewissen empfinden, denn sie kann, soweit ich sehe, mehr als einen Gesichtspunkt bezeichnen, unter dem es sich ihr nicht gerade als besonders naheliegende Pflicht darstelle, zu erörtern, wie sie zum modernen Judentum stehe. Ich selbst gehöre nicht zu der Minderzahl und nicht zu der Mehrzahl der Vertreter des liberalen Protestantismus, nicht zu den „Führern" und nicht zu den „Geführten" in ihm, so wenig ich die Absicht habe, von den vielen Freunden, die ich darunter habe, abzurücken oder mit irgend einem von ihnen anders als in wissenschaftlicher Weise, d. h. in Voraussetzung von gleichem Interesse an gleicher Sache, zu streiten. Aber auch den Juden, Dr. Baeck gegenüber, bin ich, sofern es sich um die Sache des „reinen Gottesglaubens" handelt, in keiner andern Stimmung. Ich habe kein Bedürfnis, die Kluft zwischen evangelischen, lutherischen Christen und gottgläubigen Juden tiefer zu reißen, als sie ist. Es ist mir eine Freude, wenn ich glauben kann, daß Christen und Juden sich noch immer in dem Gedanken von Gott und an Gott begegnen können, wenn ich sehe, daß Israel sein heiliges Buch, das ihm die Bibel, uns das „Alte Testament" ist, noch in seinen Tiefen zu würdigen weiß, noch immer vom Geiste seiner Propheten berührt ist und Eifer hat für den Gott, der es erwählt gehabt. Aber ich möchte auch gern sehen, daß jüdische Theologen ein wenig Ernst zeigten, das Christentum richtig zu verstehen.

Dr. Baeck weiß natürlich, daß die Wege der Christen und Juden sich an der Person Jesu scheiden. Er bemerkt, daß diese Person es auch den „Führern des liberalen Protestantismus" angetan hat, so sehr, daß sie ihr Glaubensleben nicht von ihm trennen wollen und können. Aber indem er Sätze zitiert, in denen sich Rade mit Entschiedenheit und Wärme dazu bekennt, „an Jesus" zu glauben, ihn zu „lieben und über alle Dinge zu fürchten", ihn „anzurufen und mit ihm zu reden d. i. zu ihm zu beten", so vermißt er doch dabei „einen klaren Bescheid auf die klare Frage, ob Jesus nun ein Gott ist oder nicht."*)

Ich glaube, D. Rade wird Dr. Baeck sehr gern den „klaren Bescheid" geben, daß ihm Jesus ganz unzweifelhaft nicht „ein Gott" ist. Aber ich glaube, vielmehr ich bin der Sache gänzlich gewiß, daß auch kein „positiver" evangelischer Theologe, kein „orthodoxer Lutheraner" ihm einen andern Bescheid geben wird. Keinem Christen ist Jesus „ein Gott". Eine ganz andere Frage ist die, ob Jesus „Gott" ist. Ich denke doch, das ist zweierlei, Jesus „einen Gott" zu nennen und ihn „Gott" zu nennen. Es mag nicht ganz einfach sein, auszudrücken, wiefern Jesus ein Mensch und doch Gott für den Glauben sei. Der Gedanke von Gott ist letztlich der Gedanke vom Unfaßbaren, Unbeschreiblichen, Unergründlichen. Ich meine, das werde auch jeder fromme Israelit zugeben. Nun, so gestehe er es auch uns Christen zu, daß wir, wo wir von Gott reden,

*) Vgl. Jahrgang 1905 Nr. 11 Sp. 246. D H

nicht meinen in den allertrivialsten Begriffen reden zu können. Wenn wir von der „Gottheit" Jesu Christi reden, so meinen wir ein „großes Geheimnis" zu bezeichnen. Ich denke, die Religion erträgt Geheimnisse, Gedanken, die der Mensch nur berühre, aber nicht umspanne. Das Alte Testament kennt unzweifelhaft Geheimnisse im Wesen Jahves. Wenn wir Christen in Jesu, den wir als den Messias, welchen das Alte Testament verheißen habe, begreifen, im Ernste „Gott geoffenbaret im Fleisch" sehen, so erscheint Jesus uns nicht als „ein Gott", als ob die große Wahrheit, daß Gott Einer ist, für uns nicht bestünde. Die Kirche hat ihre Trinitätslehre nie als Tritheismus angesehen. Sie hat immer gemeint, nur wie in Rätselworten von Gott zu reden, wenn sie ihn den „Dreieinigen" nenne. Sie hat den Spott, der billig ist und schon deshalb seines Eindrucks immer verfehlt, daß hier ja ein prächtiges Rechenexempel aufgegeben werde: drei gleich eins und eins gleich drei, mit Lächeln zu tragen gewußt. Kein Christ, kein evangelischer Theolog fürchtet, daß das Christentum an der Lehre von der „Dreieinigkeit" Gottes sterben werde. Sterben wird kein Glaube daran, daß er Geheimnisse an Gott kennt und anerkennt, sondern nur allenfalls daran, daß sein Gott allzu begreiflich, allzu durchsichtig für die Gedanken geworden ist. Denn was wir Menschen ganz begriffen haben, dem haben wir das Leben und die Herrenkraft ausgesogen, das verehren wir nicht mehr, bedienen uns seiner höchstens noch.

Ich möchte hier aus dem offiziellen Dreieinigkeitsbekenntnis der lutherischen Kirche nach dem Wortlaut der „Symbolischen Bücher" dieser Kirche (herausgegeben von J. T. Müller; hier sogleich im Eingang als drittes Stück der „Drei Hauptsymbola oder Bekenntnisse des Glaubens Christi, in der Kirche einträchtiglich gebraucht") die Hauptsätze mitteilen. Es handelt sich um das dem Athanasius in der Tradition beigelegte Glaubensbekenntnis. Daß Athanasius, der große griechische Kirchenvater, es nicht wirklich verfaßt hat, steht freilich fest, ist aber auch nicht von Belang. Es entspricht den Gedanken Augustins, wobei nur zweifelhaft ist, ob Augustin es bei der Abfassung seines berühmten Werkes über die Trinität schon voraussetzte, oder ob umgekehrt es der rhythmische Niederschlag der Lehre dieses Werkes ist. Denn das „Bekenntnis" ist ein carmen, eine (lateinische) Dichtung, die bei bestimmten Gottesdiensten „gesungen" wurde. Da heißt es:

Dies ist aber der rechte christliche Glaube, daß wir einen einigen Gott in drei Personen und drei Personen in einiger Gottheit ehren.

Und nicht die Personen in einander mengen, noch das göttliche Wesen zertrennen.

Eine andere Person ist der Vater, eine andere der Sohn, eine andere der heilige Geist.

Aber der Vater und Sohn und heiliger Geist ist ein einiger Gott, gleich in der Herrlichkeit, gleich in ewiger Majestät.

Welcherlei der Vater ist, solcherlei ist der Sohn, solcherlei ist auch der heilige Geist.

Der Vater ist nicht geschaffen, der Sohn ist nicht geschaffen, der heilige Geist ist nicht geschaffen.

Der Vater ist unmeßlich, der Sohn ist unmeßlich, der heilige Geist ist unmeßlich.

Der Vater ist ewig, der Sohn ist ewig, der heilige Geist ist ewig.

Und sind doch nicht drei Ewige, sondern es ist ein Ewiger: Gleichwie auch nicht drei Ungeschaffene, noch drei Unmeßliche, sondern es ist ein Ungeschaffener und ein Unmeßlicher.

Ich will nicht weiter zitieren. Die Formel ist durchaus monoton, gerade darin auch ergreifend, zumal wenn sie vom Liturgen mit Verständnis für ihre Kunstform gesprochen wird. Sie wirkt wie alte heilige Musik. Immer wieder wird betont, daß es sich in der Dreifaltigkeit um den einen Gott handele. Wird betont, daß Vater, Sohn und Geist jeder „allmächtig" „Gott", „der Herr" seien, so heißt es alsbald:

Und sind doch nicht drei Allmächtige, sondern es ist ein Allmächtiger.

— — — — — —

Und sind doch nicht drei Götter, sondern es ist ein Gott.

— — — — — —

Und sind doch nicht drei Herren, sondern es ist ein Herr.

— — — — — —

Ich meine, Rabbiner, die sich mit der christlichen Lehre, dem „umfangreichen christlichen Talmud", wie Dr. Baeck die Dogmengeschichte mit jüdischer Etikette dem Leser sympathisch oder unsympathisch zu machen unternimmt, in der Weise beschäftigen wollen, daß sie auch bei uns christlichen Theologen Beachtung erwarten dürften, sollten die Sache ernst genug nehmen, um die Dogmengeschichte etwas zu studieren. Wir Christen studieren sehr ernsthaft den Juden Spinoza. Wir reden nicht nur so über ihn hin, sondern versuchen, von ihm zu lernen. Kann man etwas von ihm lernen, so möchten wir uns das nicht entgehen lassen. Denn der kommt doch schließlich sicher am weitesten, der die Voraussetzung macht, daß er auch vom Gegner vielleicht etwas zu lernen vermöge. Wenn wir christlichen Theologen erst einmal merken, daß die Juden nicht bloß meinen, uns kurzerhand in Glaubensdingen belehren zu können, sondern auch sich selbst noch einiges weitere Verständnis von göttlichen Dingen erwerben zu müssen, ehe sie hoffen dürfen, „die Wahrheit" von Gott erfaßt zu haben, so werden wir vielleicht auch mit ihnen fruchtbar austauschen können.

Die Trinitätslehre der Kirche ist nicht mythologisch gedacht. Wir sind als evangelische Christen auch nicht an die Begriffsformen der alten Zeit gebunden. Augustin gibt in seinem genannten Werke — es ist an Scharfsinn und Geist ein höchst fesselndes Werk, im einzelnen oft prachtvoll in dem Versuche, das Geheimnis, wenn nicht durchzudenken, so doch als Problem erkennbar zu machen — Augustin gibt wiederholt der Erkenntnis Ausdruck, daß er über Rätselworte nicht hinausgelange. Viele der Rätsel, die ihn begeistern oder (wie mans nehmen will) quälen, hängen nur mit dem Begriffsapparat, der ihm zur Verfügung stand, zusammen. Wir haben gelernt, auch von Gott und der Gottheit Christi, von Jesu als „Gottmenschen" in einem neuen Begriffsalphabet zu reden. Wir haben es gelernt, anders als die alte Zeit davon zu reden, daß der Messias Jesus, der erschienene „Christus", ein „Abbild Gottes", ein „Abdruck des Wesens Gottes", in persönlicher Darstellung „Gott im Fleische" sei. Denn wir haben gelernt, daß wir allererst von Jesu lernen müssen, wer sein Gott sei, ehe wir begreifen können, daß sein Gott „in ihm" selbst in die Geschichte eingetreten sei. Wir denken nicht an eine ovidische Metamorphose der Gottheit. Aber das hat auch die alte Kirche nicht getan, tut kein katholischer und kein evangelischer Orthodoxer. Solange die Juden sich vorstellen, die Christen, die Jesus anrufen und anbeten, dächten Jesus sei „ein Gott", solange hat es noch nicht gerade Gefahr, daß das Judentum das Christentum überholen werde. Denn solange haben sie das Christentum noch nicht begriffen. Wenn sie den „christlichen Talmud" erst einmal studiert haben werden, werden wir ja weiter sehen.

Ferdinand Kattenbusch

Felix Mendelssohn-Bartholdy

4

In seiner Konzertmusik tritt uns Mendelssohn vorzüglich als echt deutsch träumender, aber doch auch wieder klassisch abgeklärter Romantiker entgegen. Die Schwester fand schon im Oktett alles neu, fremd und doch so ansprechend; man fühle sich so nahe der Geisterwelt, so leicht in die Luft gehoben. Das Oktett ist der Vorläufer der Ouvertüren, deren vom Komponisten selbst besorgte vierhändige Bearbeitung ein Hauptbildungsmittel der Jugend geworden ist, ebenso einen reich nuancierten Vortrag als eine tiefe musikalische Nachempfindung fordernd und fördernd. Von ihnen allen gilt, was Schumann von einigen geschrieben hat: der romantische Geist vermählt sich mit der klassischen Form, über die der Tondichter den Sieg schon im Mutterleib errungen; jener schwebt in solchem Maße darüber, daß man die materiellen Mittel, die Werkzeuge, welche er braucht, gänzlich vergißt und im Abenteuerlichen, Feenhaften sich wie in seinem Element bewegt. Indem er in diesen Konzertouvertüren „die Idee der Symphonie in einen kleineren Kreis zusammendrängte, errang er sich Kron und Szepter über die Instrumentalkomponisten des Tages." Jene Richtung, die im Capriccio die reale Welt ihrer endlichen Grenzen entledigt und

sie in das unbegrenzte Reich der Phantasie versetzt, in eine Märchenwelt verwandelt, ist zumal in der Ouvertüre zum Sommernachtstraum vollkommen in einem vollendeten Hauptwerk in die Erscheinung getreten. Schon in den Eingangsharmonien der Geigen wird wunderbarer Elfenspuk wachgerufen und erleben wir etwas von jener altdeutschen Welt des Unterbewußtseins: Wolkenzug und Nebelflor Erhellen sich von oben. Luft im Leib und Wind im Rohr, Und alles ist zerstoben. Vielleicht am farbenreichsten und überraschendsten ist die Ouvertüre zu Ruy Blas. Wer in der Fingalshöhle gewesen, den durchbebt besonders wohlig das liebreizende Motiv der Hebridenouvertüre, deren erste Takte ihm dort eingefallen, deren Gestalt und Farbe ihm dort aufgegangen. All die „Sagen von dem Leben tief unten im Wellengrund, voll schießender Fische mit Goldschuppen, voll Perlen in offenen Schalen, voll vergrabener Schätze, die das Meer den Menschen genommen, voll smaragdener Schlösser u. s. f." findet Schumann von der Jugendphantasie in der Weise des Märchens vor sich her erzählt in der schönen Melusine, deren zauberische Wellenfigur zu Beginn und Schluß uns vom Kampfplatze heftiger menschlicher Leidenschaften plötzlich hineinversetzt in das erdumfassende Element des Wassers. So hat Mendelssohn das lieblichste Gebilde der schöpferischen Phantasie des deutschen Volkes in monumentaler Musik verewigt.

Aber mehr als diese deutsche Märchenwelt, als das Naturwunder, das Ossian mit Sagen umwoben, hat Shakespeares duftiges Elfen- und Rüpelstück ihn lebenslang gefesselt, bis er in seiner wunderbaren Musik zum Sommernachtstraum uns diesen erst zu vollkommenem Verständnis brachte. Sie will ja nur eine Begleitung sein, „eine Vermittlung, eine Brücke gleichsam zwischen Zettel und Oberon, ohne die ein Hinüberkommen in das Reich der Feerei fast unmöglich" (Schumann). Sofort der Elfenreigen, fast die Sinne verwirrend und doch so spinnewebleicht, ein Necken und Scherzen in den Instrumenten, als spielten sie die Elfen selbst. Die ganze Wärme seines Herzens hat er in die Notturne gelegt; wer aber, der in den glücklichsten Stunden des Lebens unter den Klängen des Hochzeitsmarsches mit seinem „höchst reizenden Trio" den Traualtar verlassen, vergißt dem Tondichter den Dank für dies volle Ausströmen sieghaften und doch innigen Glücks? Schumann hat richtig vermutet, daß dieser Sommerflug übers Land aus Jean Pauls Nachwirkung zu erklären ist; noch tiefer führt die Bemerkung: „In jenem „Traum" liefen des Künstlers liebste Wünsche ins Ziel zusammen: es ist das Resultat seines Daseins:" Die humorvolle Interpretation der geheimnisvollen, schöpferischen, mehr noch das Unterbewußte als das Bewußtsein ansprechenden Natur.

Leider habe ich nie Gelegenheit gehabt, Mendelssohns Walpurgisnacht als Ganzes zu hören. Aber es scheint, daß darin die sinnende Verehrung des Altmeisters Goethe und die von Goethe beglückt empfundene Kongenialität des nicht umsonst Felix getauften Romantikers einen vollen Triumph gefeiert hat. Felix schreibt einmal von dem Hexenspuk, für den er ein besonderes Faible habe. Reißmann aber rühmt an der Ausführung der Textworte: „Kommt mit Haken" in den zwei Chören der Wächter und des Volkes die charakteristische Behandlung, die unübertreffliche Meisterschaft in der Tonmalerei, die Einhaltung des künstlerischen Maßes bei aller Steigerung des Ausdruckes bis zur Wildheit. „Jeder Takt verrät, daß er mit der ganzen und vollen Begeisterung des herrlichen Jünglings empfangen, von dem allmählich reifenden Manne sorgfältig ausgeführt und von dem fertigen Meister überarbeitet und vollendet ist."

Von den zauberisch frischen Trios des „hellsten Musikers, der die Widersprüche der Zeit am klarsten durchschaut und zuerst versöhnt hat" (Schumann), von den menschlich so schönen Quartetten, von dem herrlichen Geigenkonzert, dessen Andante das ergreifendste, weihevollste Lied ohne Worte bietet, von dem G-moll-Konzert mit seiner großen Fülle prächtiger Bilder, von der italienischen und schottischen Symphonie mit ihrem reichen Detail, das doch die immer wiederkehrende Grundstimmung, aus der sie geboren, nicht zu erdrücken vermag, kann hier nicht mehr gesagt werden. Der durchgebildetste Orchesterdirigent, der der gigantischen 9. Symphonie Beethovens einen wie nie vorher durchschlagenden Erfolg errang, hat auch den Streichinstrumenten ihre charakteristische Verwendung und neben Gelegenheit zu virtuosenhafter Auszeichnung die ganze Grazie und den edlen Schwung seiner lyrischen Empfindung verliehen.

Die vollkommenste musikalische und humanistische Durchbildung haben endlich seine Antigone und Oedipus auf Kolonos bezeugt. Böckh fand die Musik ganz übereinstimmend mit seinen Anschauungen vom griechischen Wesen und Leben und von der Muse des Sophokles — ob er es wohl auch von Richard Strauß' Elektra mit ihrem sexuellen Beigeschmack gesagt haben würde? — und da man Mendelssohn vorgeworfen, er habe den antiken Stil, die Chöre mit ihren rezitativen Parlando und Unisono, zu Unrecht durch moderne Ausdrucksmittel gebannt, auch an Stelle der objektiven, gehaltenen Leidenschaften der Griechen modern romantische, wilde Schmerzensschreie auf die Bühne gebracht, urteilte der große Philologe, das Edle und Würdige des Gesamteindrucks dürfe jedes antiquarische Gewissen beschwichtigen, zumal kein Antiquar im Stande sein würde, an Stelle dieser Musik eine antike zu setzen.

So scheint dem leicht schaffenden Genie des reichgebildeten Meisters kein Kranz zu hoch zu hängen. Nur die Oper sollte ihm nie gelingen. Denn die jugendlichen Proben sind kaum erwähnenswert. Er selbst beschwichtigte seinen und seines Vaters Ehrgeiz mit dem Mangel eines rechten Stoffs: ohne den allerschönsten, ihn ganz in Feuer setzenden Stoff könne er, der fürs eigene Gewissen schreibe, nichts schaffen. Tatsächlich lag ihm die Oper nicht, wie er denn mit seinem rein lyrischen Talent am weitesten entfernt war von dem Geist des „musikalischen Dramas" seines großen Antipoden und Ablösers in der Popularität. Hat uns nicht Riehl in seinen „musikalischen Charakterköpfen" deutlich genug gesagt, daß das Nichterreichen dieser kompliziertesten Form des musikalischen Schaffens nicht den Verzicht auf die volle Meisterschaft bedeutet?

5

Versuchen wir nach dieser Vergegenwärtigung des ungemein reichen Schatzes, den der früh, mit 38 Jahren vollendete Meister unserem Volk hinterlassen, noch eine Charakteristik seines Wesens.

Wie die ganze Familie Mendelssohn so war Felix ein durchaus unmoderner Mensch, sein Leben lang fast allen Interessen, die unser modernes Leben bewegen, fern geblieben, ganz versenkt in die Ideale einer von Naturwissenschaft, Technik, Politik, Macht und sozialen Fragen ganz unberührt gebliebenen schönen Innerlichkeit. Der Liebling Goethes geht Zeitlebens aus auf den Kultus der sittlichen Persönlichkeit. Ihm ist, seit er reif geworden, nie die Technik, die Kunstform, das Können als solches wichtig gewesen. „Nur das, was im tiefsten Ernst aus der eigenen Seele geflossen ist", gilt ihm etwas. Wenn nicht der Gegenstand allein das Werk hervorgerufen hat, so wird es nie Herz zu Herzen schaffen, schreibt er aus Italien, und die Beobachtung, daß Tizian nie ein gleichgültiges und langweiliges Bild gemalt hat, führt ihn zu dem Lehrsatz, daß nur Leben und Begeisterung gesunde Kraft schafft. So wenig isoliert der Feinsinnige die Musik, den Ausdruck des zur Harmonie strebenden geteilten Innern, daß er einmal ausruft: „ich möchte sie immer mit der Nase auf ein Säulenkapitäl stoßen; denn da steckt die Musik drin". Immer wieder betont er in seinen Briefen, daß er es mit der Musik sehr ernst nehme und es für unerlaubt halte, etwas zu komponieren, was er nicht durch und durch fühle. „Es ist, als sollte ich eine Lüge sagen; denn die Noten haben doch einen ebenso bestimmten Sinn wie die Worte — vielleicht einen noch bestimmteren."

Ich glaube doch, daß es keine Pose ist, sondern ungeschminkte Wahrheit seiner durchaus frommen Seele, wenn er an Devrient schreibt:

Du machst mir Vorwürfe, daß ich schon 22 Jahre und doch noch nicht berühmt sei; ich kann darauf nichts Anderes antworten als: wenn Gott gewollt hätte, daß ich zu 22 Jahren berühmt sein sollte, so wäre ich es wahrscheinlich schon geworden; ich kann nichts dafür, denn ich schreibe ebenso wenig, um berühmt zu werden, als ich schreibe, um eine Kapellmeisterstelle zu erhalten. Es wäre schön, wenn sich

beides einfinden wollte; so lange ich aber nicht gerade verhungere, so lange ist es Pflicht zu schreiben, was und wie mir es ums Herz ist, und die Wirkung davon dem zu überlassen, der für mehr und größeres sorgt.

Diese edle Disposition seiner Seele wurde nun genährt durch die sorgfältigste Erziehung. Man hat vermutet, daß die süße Wehmut, die bezaubernde Melancholie, die zumal seine Lieder ohne Worte durchzieht, der gewissenhaft planvollen Erziehung zu verdanken ist, die ihn vor heftigen Konflikten der Neigungen und Pflichten bewahrte. Sicher hat die Mutter „die zarteren Seiten seines Herzens gepflegt und zugleich jene reine Freude geweckt, die das Schaffen und das Geschaffene bereitet und die seine Werke meist so sonnighell und herzgewinnend klar erscheinen läßt." (Reißmann). Dazu kam die Zuführung nur der edelsten der Meister: wie man dem vierzehnjährigen die Partitur der Matthäuspassion unter den Weihnachtsbaum legte und ihr Studium zur Lieblingsbeschäftigung des Knaben machte, so gab man ihm Goethes Freund Zelter zum Lehrer, der alles hinwegschnitt, was ihm als Auswuchs, als Schößling einer üppigen Naturkraft erschien. So wurde geflissentlich alles fern gehalten, was eine günstige Entfaltung hemmen konnte, und ihm wie dem verwandten Wunderkind Mozart so die größte Formvollendung mitgegeben, ehe sein Genius sich ganz und fessellos offenbaren konnte. Wenn Mendelssohn dieser frühen und ernsten, planvollen Schulung die Freiheit, Leichtigkeit und Sicherheit seiner Formbeherrschung, die selbstbewußte Erfassung des Organismus der Musik verdankt, so fragt sich doch, ob das einen Vorzug vor Schuberts und Schumanns Entwickelung bedeutet, deren Individualität sich geltend macht, ehe sie noch in den Gesamtbesitz der Mittel zu ihrer Darstellung gelangt sind. Mendelssohn war ja nicht einfach abhängig von den großen Mustern; denn „Webers Spiel- und Klangfülle sättigt er mit einer an Bach genährten Harmonik und die gewaltige Thematik Beethovens verhüllt er mit dem Schleier der romantischen Unendlichkeit" (Reißmann). Schumann beneidet ihn auch um die glücklichen Lebensverhältnisse, in denen er sich ruhig ausbrausen und abklären konnte. Aber das Glück seiner bequemen, ja opulenten äußeren Lebenslage und seiner allseitigen, ungestörten Durchbildung ist, wie Schrader wohl mit Recht betont, auch seine Schranke, nämlich mit der Grund dafür geworden, daß er nicht zu der Tiefe der Intuition im Schaffen gelangt, welche den Künstler nur im harten Kampf mit dem Schicksal und mit der eigenen Unkultur zu überkommen pflegt.

Otto Baumgarten

Verschiedenes

Zu unserm Artikel über das Alenu-Gebet in Nr. 29 schreibt uns eine Leserin:

Die Ueberschrift erregte sofort mein besonderes Interesse — da ich seit einigen Jahren mich ziemlich eingehend mit der Geschichte der Juden nach der Zerstreuung und mit dem heutigen Judentum beschäftigt habe. Aus herzlicher Anteilnahme an dem Volk, aus dem Christus hervorgegangen! Antisemitische Quelien habe ich grundsätzlich verschmäht. Meinen Einblick habe ich außer durch persönliche Bekanntschaften gewonnen durch Jahre hindurch fortgesetztes Lesen von jüdischen Zeitschriften dreier Richtungen, sowie vieler Bücher in deutscher und englischer Sprache.

Auch ich halte das Alenu-Gebet — an sich betrachtet und im Gebrauch gedacht bei einem gottgläubigen Volke inmitten von Götzendienern — für besonders schön. Bei dem stets vorhanden gewesenen, großen Haß des talmudischen Judentums gegen das Christentum ist es mir aber ganz unmöglich, anzunehmen, daß, wenn die heutige Form des Gebets ihm um 500 n. Chr. gegeben sei, bei „den Völkern der Länder" — „all' ihrer Menge — die das Nichtige und Eitle anbeten und zu den Nichtsen flehen" — sie nicht Beziehungen zu den damaligen christlichen Völkern enthalten sollte. Das Gegenteil ist mir leider eine psychologische Gewißheit. Aber — auch heute noch sind ja die Christen den konservativen Juden (d. h. der überwiegenden Mehrzahl!) einfach Heiden, Götzendiener. In den großen, zusammengeballten Massen des jüdischen Ostens nennen sie uns schlechtweg „die Heiden", eben die Heiden, unter denen sie gerade leben. Selbst die Massen der in England aus Rußland und Rumänien eingewanderten Juden sprechen — wenn sie auch längst in dem wahrlich gottesfürchtigen Lande zu Glück und Wohlstand gelangt sind (wie oft durch großartige, selbstlose Hülfe englischer Christen!) — einfach weiter von den „Heiden". Ueberall bei Israel Zangwill kann man das lesen. Und er gilt doch (nachdem K. E. Franzos gestorben) als der klassische Gestalter jüdischen Lebens. Selbst bei einem modernen, deutschen, jüdischen Geschichtschreiber — ich meine, es sei Grätz — findet sich der Ausspruch: das Kreuz der Christen sei den Fetischen der Götzendiener gleich zu achten! — —

Eine Anmerkung zu dem Aufsatz in Nr. 29 besagt zu dem vierten Verse des Gebets, er fehle in den heutigen Gebetbüchern. Er sei weggelassen worden, weil man darin eine versteckte Beziehung auf die Christen sah und die Juden der Lästerung des Christentums beschuldigte. Es sind dies dann die Gebetbücher der liberalen, der Reformjuden. Auch erst vor kurzer Zeit habe ich in einem gemäßigt liberalen jüdischen Blatt (das in orthodox jüdischen Blättern als „liberal" bezeichnet wird) einen Aufsatz über das Alenu-Gebet gelesen. Der deutsche Text wurde zum Teil angeführt. Zwei Stellen gruben sich mir ins Gedächtnis: „Uns obliegt es, dich zu preisen, daß du uns nicht den andern Völkern gleich gemacht hast" — und: „während die Völker um uns her falschen Göttern dienen". Kein Wort darüber, daß man heute nicht mehr so bete! Im Gegenteil — es wurde ausgeführt, wie man zur Zeit Königs Friedrich I. von Preußen den Juden das herrliche Gebet habe untersagen wollen. Die Juden hätten sich das Gebet aber dadurch gerettet, daß ihre Autoritäten erklärten: es stamme noch aus der Zeit Josuas und habe im Auge all die heidnischen Stämme, die die Israeliten vorfanden, als sie in Palästina eindrangen. In demselben — gemäßigt-liberalen — Blatt las ich einmal: auch das Christentum sei einst, in seiner frühesten Zeit, monotheistisch gewesen. — Es tut mir leid — aber die direkte Aussage, auch das Christentum bekenne sich zur Einheit Gottes, obgleich in der Form der Dreieinigkeit, habe ich in all den Jahren nur einmal in einem jüdischen Blatt gefunden. — Erst nach langem Hineinfühlen in jüdische Anschauungsweise ist mir aufgegangen, daß das Judentum unter reinem Gottesbegriff nicht vor allen Dingen das Erkennen Gottes als des Heiligen, Gerechten usw. versteht, — sondern zuerst und wesentlich die starre Zahl Eins. Mir wollte es bisweilen vorkommen, als würde die rechte Gotteserkenntnis so wesentlich zu einem Rechenexempel gemacht. Indessen, vermögen die Juden uns nicht als „Bekenner der Einheit" und also in strengem Sinne nicht als Verehrer des wahren Gottes anzusehen, so ist das ihre Sache. Die orthodoxen Juden, die verpflichtet sind, im täglichen Morgengottesdienst das Alenu-Gebet zu gebrauchen, beten es aber auch in den mohammedanischen Ländern. Wird die abstrakte Einheit (Einzigkeit) Gottes im Islam weniger betont, als im Judentum? Was gibt den Juden das Recht, auch die 220 Millionen Mohammedaner zu ignorieren und nur sich selber als die „einzigen Bekenner der Einheit" zu fühlen?

Calvin-Litteratur. Fünfter Bericht. Vgl. Nr. 12, 13, 22, 25. Die im Verlag von Reuther und Reichard in Berlin erschienene Schrift. Die Rechtfertigungslehre Calvins und ihre Bedeutung für seine Frömmigkeit von Lic. Willy Lüttge (109 S. 3 Mk.), ist neben den vielen aufs Calvin-Jubiläum erschienenen populären Schriften, unter denen freilich eine Biographie des Reformators wie die von August Lang von großem, wissenschaftlichen Werte ist, eine gelehrte Untersuchung, die ihren Leserkreis wohl ausschließlich in der Theologenzunft sucht und findet. Der Verfasser weist zunächst darauf hin, wie in der bisherigen Behandlung der Theologie Calvins meistens die Prädestinationslehre in den Mittelpunkt gerückt und als der alles Andere tragende Gedanke dargestellt worden ist. Dem gegenüber sieht er, wohl mit Recht, bei Calvin wie bei Luther, in der Rechtfertigung aus dem Glauben das Zentrum nicht nur des theologischen Systems, sondern auch der lebendigen Frömmigkeit des Reformators. Die Rechtfertigungslehre in ihrem Verhältnis zur Sündenvergebung, zur imputatio, zum Glauben wird verfolgt in den verschiedenen Ausgaben der Institutio religionis Christianae und zum Schluß ihre Bedeutung für Calvins Theologie dargestellt. Entspricht der Rechtfertigungslehre der Glaube an den gütigen Vatergott, so entsteht in Calvins System durch die Betonung der Ehre Gottes eine gewisse Spannung, die sich nicht ganz auflösen läßt. „Doch man spürt in diesen Widersprüchen lebendige religiöse Wirklichkeit. Auf der einen Seite eine Zartheit und Innigkeit des Empfindens, die an das Schönste erinnert, was wir von Luther haben; auf der andern Seite eine Herbheit, ja Schroffheit, aber von bezwingender Kraft, eine Stimmung, wie sie uns hernach etwa bei Kierkegaard mit gleicher Wucht des Eindrucks entgegentritt." Lüttge sucht die Betonung der Ehre Gottes auf Butzers Einfluß zurückzuführen; vielleicht ließe sich auch darauf hinweisen, daß Calvin zwar das in der Rechtfertigungslehre sich ausdrückende Erlebnis der Gnade Gottes im Anschluß an Luthers Erfahrung durchlebte, andrerseits aber auch durch dieses Erlebnis bereits in eine Glaubensgemeinschaft sich einreihte, die er durchaus mit dem Gottesvolk der Bibel identifizierte, so daß der Gott dieser Kirche ihm von Anfang an nicht nur als der gnädige Vater, sondern auch als der majestätische König erschien. Lüttges anregende Schrift sei den theologischen Lesern der Christlichen Welt warm empfohlen.

Rudolf Schwarz

Claus Harms als Volkserzieher. Ein Beitrag zur Geschichte des Bildungswesens in Schleswig-Holstein. Von Dr. Gerhard Schlichting. Hadersleben, W. L. Schütze 1909. 72 S. 80 Pfg.

Claus Harms, dessen überragende Persönlichkeit zwei Generationen der Lutherschen Landeskirche von Schleswig-Holstein überschattete, hat sich in seinem unmittelbar persönlichen Nachwirken ausgelebt, ist nunmehr historisch geworden. Und wie es dann mit allen Großen geht, daß ihre Vorzüge von Generation zu Generation in die Breite gehen und verflachend sich verlieren, ihre Fehler aber von Generation zu

Generation in quadratischem Verhältnisse wachsen, bis ein neues Geschlecht das Wort hat und in historischer Arbeit den Großen noch einmal erstehen läßt wider die Geister, die er rief, und die wir nicht los werden können, so geht es uns, die wir heute das Wort haben, mit Claus Harms.

Der Weckruf zum Glauben, dem er aus eigener Schuld nur als Weckruf zum Konfessionalismus Ausdruck geben konnte, ist heute entartet zum lichtscheuen Treiben eines Lutherbundes, der unter der frechen Marke „vertraulich" unqualifizierbare Vorwürfe wider die Amtsbrüder erhob, wohl wissend, daß die Gewissen derer, die er also binden wollte, dann zu zart zum öffentlichen Protest sein würden: dieselben Männer aber mußten ebensogut wissen, wie sehr sie, unheiligen Geistes, gerade ihre älteren, eines lutherischen, orthodoxen Glaubens frohen Amtsbrüder in hilflose Gewissensnot versetzten, denen bei aller Bekenntnistreue immer noch der Bibelglaube über den Bekenntnisgehorsam geht, und die nicht mehr Willens oder Könnens, sich auf den rastlos dahinwogenden Kampf der Werte einzulassen, in schlichter Treue ihres Amtes walten und nun durch solch brutalen Appell an ihren Amtseid in ratloses Zagen versetzt werden.

Solcher Lage gegenüber rufen wir Schleswig-Holsteiner den Geist unsers Kirchenvaters Claus Harms. Den ihm aufgetragenen Heiligenschein zu zerstören ist dabei die erste, bittere Pflicht; umso lebhafter aber vertiefen wir uns dann in seinen positiven Wert, in seine Christenwürde.

Ein erfreulicher Beitrag hierzu ist die vorliegende Schrift, und umso wertvoller, als sie alle dogmatischen und kirchlichen Differenzen vorsichtig meidend Claus Harms in seiner besten Charakterseite zeigt: Volkserzieher.

Unter diesem Gesichtspunkt wird nach einleitender Problemstellung und Lebensüberschau im ersten Teile eine gute Analyse der Harmsschen Katechismen geboten. Daß mir die Einreihung beider in den wissenschaftlichen Lebenszusammenhang des Rationalismus verfehlt erscheint, halte ich auch nach Kenntnis von Schlichtings Versuch durch meinen Artikel in Nr. 11 für erwiesen; Schlichting hat sich durch die Harmssche Entlehnung rationalistischer Termini täuschen lassen, was vermeidbar gewesen wäre, da Schlichting (S. 17) den Entwicklungsgedanken als genuin Harmsisch erkennt. Nur von dem mystischen Idealismus Fichtes aus, modifiziert durch Bardili, läßt sich diese Lebensepoche des Harms begreifen. Als sympathisch begrüße ich im zweiten Teile, daß die ganze Verehrung für Harms, die des Verfassers Feder leitet, ihm gleichwohl nicht verwehrt hat, auch das Unwürdige im Thesenstreit zu sehen, besonders aber den relativen Wert der Altonaer Bibel, gerade für die Lehrerwelt jener Zeit anzuerkennen.

In dem dritten bis fünften Abschnitte schildert der Verfasser auf Grund geschickter Zitate den Kampf von Claus Harms wider die sokratische Methode im Religionsunterricht, seine reaktionäre Stellung zur Schulorganisation und zum Lehrerstande, zuletzt seine Wirkung als Volksschriftsteller.

Wenn durch die ganze Schrift dieses Harmsverehrers den Leser fortgesetzt das unbehagliche Gefühl des Nichtgreifbaren, Schillernden in Harms' Charakterbild beunruhigt, so ist das ein günstiges Zeugnis für den historischen Sinn Schlichtings: in der Tat, Harms hat sich so oft widersprochen, auch wissentlich sich selber dementiert, daß die ungeheure Fülle seiner Wirkensfähigkeiten gebunden erscheint durch den Mangel an der Tugend, die Goethe predigt: „Alles beruht auf Inhalt, Gehalt und Tüchtigkeit eines zuerst aufgestellten Grundsatzes" . . . .

Hans Behrendt

Verantwortl. für die Redaktion i. V. Karl Barth V. D. M. Marburg.

Anzeigen

Eisenach 1909

In der Erholung

Dienstag 28. September abends 6 Uhr: **Generalversammlung** der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt. Mittwoch früh 9 Uhr: Fortsetzung.

Mittwoch 29. September abends 6 Uhr: **Der moderne Geistliche auf dem Lande.** Pfarrer Borée (l'Houet) in Heiligenrode.

Donnerstag 30. September vormittags 9 Uhr: **Ist unsre Verkündigung von Jesus unhaltbar geworden?** Professor Weinel in Jena.

Versammlungskalender

29. Aug. — 5. Sept.		Welt-Friedenskongreß Stockholm
24.—27. September		Evangelischer Bund Mannheim
21.—23.	„	Deutscher Protestantentag Bremen
27.—30.	„	Gustav Adolf Verein Bielefeld
28.—30.	„	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.— 7. Oktober		Kongreß für Innere Mission Stuttgart
5.— 8.	„	Theologischer Ferienkursus Malente-Gremsmühlen (Holstein)
11. 12.	„	Deutscher Evangelischer Kirchengesangverein Dessau

Evangelisch-Sozial
Verlag Alexander Duncker
Berlin W. 35

Nr. 6/7. David Koch, Der Luxus der Volkskunst, eine Erziehung zur Sparsamkeit — Christian Tischendörfer, Auf zur Arbeit! — Gottfried Naumann, Die Heilbronner Resolution — Gerhard von Schulze-Gaevernitz, Die englisch-deutschen Beziehungen und die Reichsfinanzreform — Hermann von Soden, Selbstverwaltung und Jugendfürsorge — Johannes Fischer, Die Industrialisierung des Landes und der evangelisch-soziale Gedanke — Friedrich Naumann, Das Volk der Denker — Wilhelm Schneemelcher, Preßstimmen zur Heilbronner Tagung — Ferienkurse in Jena — Kongreßnachrichten

Gesucht wird von einer reichsdeutschen Familie in Böhmen (nahe der bayerischen Grenze) für sofort oder bis 1. Oktober für größeren Landhaushalt ohne Landwirtschaft eine selbständige, tüchtige, arbeitsfreudige **Wirtschafterin oder Stütze der Hausfrau.** Hohes Gehalt. Zeugnisse und Photographien nebst Bedingungen sind zu senden an **Frau Bergdirektor Kurt Seebohm, Falkenau a. d. Eger** Böhmen. Britanniagewerkschaft.

Theologe

25 Jahre alt, gewissenhaft und pünktlich, erfahren im Unterrichterteilen, sucht vom 1. Oktober oder per sofort bis Ostern 1910 **Hauslehrerstelle** bei freier Station und bescheidenen Gehaltsansprüchen. Mitteldeutschland bevorzugt.

Werte Angebote unter **W. H.** an die Expedition der Christlichen Welt.

Diakonisse, frei, mit Lehrerinnenprüfung für höhere Schulen, Sprachkenntnisse, in Krankenpflege ausgebildet, im Haushalt erfahren sucht **Stellung** am liebsten zur Leitung einer **Anstalt** (Heim, Hospiz, Klinik etc.) Gute Zeugnisse.

Gefällige Offerten unter **M G** an die Expedition erbeten.

Weil meine Bibliothek geordnet werden soll, bitte ich um alle entliehenen Bücher. R

1. Zur zuverlässigen, gewandten **Uebersetzung** (mündlich oder schriftlich) **englischer** oder französischer Geschichtswerke **Dame** oder Herr gesucht sofort. Offerten erbeten. —

2. **Pastor em.** gesucht zum Hausgeistlichen eines **brandenburgischen** Diakonissenhauses. Schöne, gesunde Lage, gute Verbindung mit Berlin. Gehalt 300 M. Offerten erbeten. —

3. Vertrauenswürdige, repräsentationsfähige **Dame gesucht,** einige Wochen einem Diakonissenhause vorzustehen. Freie Station, Sommerfrische geboten. Offerten erbeten Pastor Jungklaus, Pankow-Berlin, Mühlenstr. 21.

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Alkoholentwöhnung
zwanglos. Rittergut Nimbsch b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp. fr.

Evangelisches Vereinshaus Coblenz (Alt-Löhrtor) in der Mitte der Stadt gelegen, empfiehlt sich den Herren Geistlichen und Lehrern als gutes, preiswertes Logis und Restaurant. Vorzügliche Küche, gute Weine.

Georg Volland, Traiteur

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Das freie Christentum in der Welt

Berichte nach Vorträgen auf dem internationalen Kongreß für freies Christentum in Boston 1907

Deutschland: Professor Rade in Marburg und Pfarrer M. Fischer in Berlin.
Oesterreich-Ungarn: Professor Masaryk in Prag und Pfarrer Jozan in Budapest.
Holland: Professor Groenewegen in Leyden.
England und Schottland: Pfarrer W. C. Bowie in London und Pfarrer A. Webster in Aberdeen.
Schweden: Professor Lindberg in Gotheburg.
Norwegen und Dänemark: Theo Berg in Kopenhagen.
Schweiz: Pfarrer Rochat in Genf.
Frankreich: Professor Jean Réville in Paris und Professor G. Bonet-Maury in Paris.
Italien: (Modernismus): Pfarrer André in Florenz.
Amerika: Professor Fenn in Cambridge Mass.
Australien: Pfarrer Strong in Melbourne.

Mit einem Schlußwort von Professor **R. Eucken** in Jena über „Die Zukunft des freien Christentums"

Eingeleitet und herausgegeben von Professor **Heinrich Weinel** in Jena

8. **1909.** M. 3.60. Gebunden M. 4.60

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Neuigkeiten.

Deissmann, D. Adolf, Professor in Berlin, **Licht vom Osten.** Das Neue Testament und die neuentdeckten Texte der hellenistisch-römischen Welt. Zweite und dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 68 Abbildungen im Text. M. 12.60. Gebunden M. 15.—.

Handbuch zum Neuen Testament.

Vierzehnte Lieferung (Band V Schluß) **Niebergall, Praktische Auslegung zu den Katholischen Briefen, zum Hebräerbrief und zur Apokalypse.** Preis bei Subskription auf alle Bände M. 1.80. Preis bei Subskription auf Band V allein und einzeln M. 2.—.

Niebergall, Lic. F., Professor in Heidelberg, **Praktische Auslegung des Neuen Testaments für Prediger und Religionslehrer. Zweiter Halbband.** M. 5.90. Gebunden M. 7.90. Dasselbe komplett M. 11.20. Gebunden M. 13.—.

Bildet Band V des Handbuchs zum Neuen Testament. In der Subskription auf das ganze Handbuch kostet Band V M. 10.—, gebunden M. 12.—.

Handbuch der Kirchengeschichte für Studierende in Verbindung mit Gerhard Ficker in Kiel, Heinrich Hermelink in Leipzig, Erwin Preuschen in Hirschhorn, Horst Stephan in Marburg herausgegeben von Gustav Krüger in Gießen. 2 Bände. Lex. Oktav. Erschienen ist Teil IV. **Die Neuzeit.** Bearbeitet von Horst Stephan. M. 5.—. Ausführlicher Prospekt über das ganze Handbuch (mit Textproben) steht zu Diensten.

Windisch Lic. Dr. **Hans,** Privatdozent in Leipzig, **Der messianische Krieg und das Urchristentum.** M. 2.—.

Aurich, D. Gustav, Professor in Straßburg, **Der moderne Ultramontanismus in seiner Entstehung und Entwicklung.** (Religionsgeschichtliche Volksbücher.) M. —.50. Gebunden M. —.80.

Verlag von Eugen Strien in Halle (Saale)

EVANGELISCHE PFARRAMTSKUNDE

Handbuch für die Amtsführung

von

D. A. Wächtler

Oberpfarrer an St. Ulrich zu Halle a. S.

VIII u. 398 Seiten. Preis: brosch. 6,— M.; gebunden 7,— M.

Preußischer Beamten-Verein in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 322 344 000 M. Vermögensbestand 140 578 160 M.

Ueberschuß im Geschäftsjahre 1908: 3 682 465 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Stellung

mit hohem Einkommen erhalten junge Leute jeden Standes durch Berufswechsel. Kurze Vorbildung gegen mäßiges Honorar. Viele Dankschreiben. Prospekte versendet die **Allg. Deutsche Kellner-Schule in Magdeburg.**

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.

Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.

UnterGarantie der StuttgarterMit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.

Lebens-, Kapital- u. Kinder-Versicherung.

Sterbe- und Versorgungskasse. Unfall-u. Haftpflicht-Versicherung.

Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.

Prospekte kostenfrei.

Vertreter überall gesucht.

Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue, Berlin

Nr. 32. Rheinisch-westfälische Gruppenversammlung der Evangelischen Vereinigung — Die Bedeutung Calvins. Der Theologe. (Schluß) — Aus Preußen: Pfarrverein und Kirchenpolitik — Aus anderen deutschen Landeskirchen; Württemberg — Aus anderen evangelischen Kirchengemeinschaften: Die Generalsynode der evangelischen Brüderunität — Mission: Die Missionseinnahmen; Die „Koloniale Rundschau" — Mancherlei

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Evangelischer Verlag Heidelberg

Nr. 7. Gogaku no Kumo. Eine populäre Biographie Kobo Daishis. Von Superintendent Schiller, Kioto (Schluß) — Statuten und Lehrplan der Mädchenschule des Allg. Evang. Prot. Missionsvereins — Aus der Mission der Gegenwart — Literatur — Eingegangene Schriften — Mitteilung Aus den Zweigvereinen

Erholungsheim Anker

im Ostseebade **Henkenhagen** bei Kolberg

Freies Seebad. Großes Luft- und Sonnenbad im Walde

Spezialität:
Wärmekultur nach Dr. med. Winsch, Badearzt in Henkenhagen

Siehe die Schrift von Dr. Winsch: „Ueber Wärmekultur, ein Fortschritt der Lebens- und Heilkunst und ein Beitrag zur höheren Entwicklung des Menschen". 2. Auflage. 55 Pfg.
Prospekte gratis durch die Besitzerin **Frau Josefa Grube.**

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein

für die evangelisch kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege

bildet ernstgesinnte, evangelische Mädchen und alleinstehende Frauen mit höherer Allgemeinbildung im Alter von 20—30 Jahren unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in der Gemeinde- und Wohlfahrtspflege aus. Während der Ausbildung bei guter Führung monatliches Taschengeld. Aufnahme 1. Oktober und 1. April.

Anfragen mit Rückporto zu richten an den Vorsitzenden des Vereins, Pfarrer **Heim** in **Lennep** (Rheinpreußen).

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an

Höchster Rabatt. Kleine Raten. **Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog Mk. 6 gratis.** Größter Umsatz. Allergünstigste Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.

WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

JUNG'S alkoholfreie vergorene entalkoholisierte WEINE

D. R. P. und Auslandspatente. Höchste Auszeichnungen auf allen beschickten Ausstellungen.

Keine unvergohrenen süßen Traubensäfte
sondern
vergohrene Traubenweine ohne Alkohol mit dem natürlichen Bouquet und Weingeschmack.

Alleiniger Hersteller:

Carl Jung

Weingutsbesitzer
in **Lorch** (Rheingau)

älteste u. größte Kellerei vergohrener alkoholfreier Weine.

Zweigniederlassungen:
Schweiz: St. Margrethen
Oesterreich: Bregenz

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Einem Teil der Auflage liegt ein literarischer Prospekt der N. G. Elwertschen Verlagsbuchhandlung Marburg bei.